



Der Deutsche im Osten

Monatschrift für Kultur, Politik und Unterhaltung

Jahrgang 1

April 1938

Heft 2

DER FÜHRER GROSSDEUTSCHLANDS:

Jch hoffte, dereinst als Baumeister mir einen Namen zu machen und so, in kleinem oder großem Rahmen, den mir das Schicksal dann eben schon zuweisen würde, der Nation meinen redlichen Dienst zu weihen.

Endlich aber wollte ich des Glücks teilhaftig werden, an der Stelle sein und wirken zu dürfen, von der einst ja auch mein brennendster Herzenswunsch in Erfüllung gehen mußte: der Anschluß meiner geliebten Heimat an das gemeinsame Vaterland, das Deutsche Reich.

Viele werden die Größe einer solchen Sehnsucht auch heute noch nicht zu begreifen vermögen, allein ich wende mich an die, denen das Schicksal entweder bisher dieses Glück verweigert oder in grausamer Härte wieder genommen hat; ich wende mich an alle die, die losgelöst vom Mutterlande, selbst um das heilige Gut der Sprache zu kämpfen haben, die wegen ihrer Gesinnung der Treue dem Vaterlande gegenüber verfolgt und gepeinigt werden, und die nun in schmerzlicher Ergriffenheit die Stunde ersehnen, die sie wieder an das Herz der teuren Mutter zurückkehren läßt; ich wende mich an alle diese und weiß: Sie werden mich verstehen!

Nur wer selber am eigenen Leibe fühlt, was es heißt, Deutscher zu sein, ohne dem lieben Vaterlande angehören zu dürfen, vermag die tiefe Sehnsucht zu ermessen, die zu allen Zeiten im Herzen der vom Mutterlande getrennten Kinder brennt. Sie quält die von ihr Erfassten und verweigert ihnen Zufriedenheit und Glück so lange, bis die Tore des Vaterhauses sich öffnen und im gemeinsamen Reiche das gemeinsame Blut Frieden und Ruhe wiederfindet.



Wien
Stephansdom

Robert Hohlbaum

Osterreich

Das österreichische Problem war vielleicht das schwierigste und am Schwersten verständliche der deutschen, vielleicht eines der schwerstverständlichen der Weltgeschichte überhaupt, eben weil es immer zwischen weltgeschichtlicher und deutscher Einordnung schwankte, weil sich die Grenzen zwischen diesen beiden Wertungen immer wieder verwischten. Und, vor allem, weil die widerstreitenden Kräfte und Gefinnungen, die verschiedensten Motive gegeneinander kämpften und doch in ihrer Gesamtheit die bunte Masse bildeten, die wir mit dem Namen Osterreich bezeichneten. Da findet Tycho de Brahe seine tiefsten Weisheiten und bald darauf rotten die Blütigen Ferdinand e alles aus, was sich zum Luthertum bekennt, da schließt der größte Schlachtenheld seiner Zeit, Prinz Eugen, eine hochgeistige Freundschaft mit Leibniz, dem größten Geist seiner Epoche, indes widerliche Hoffschranzen gegen ihn intrigieren, da kämpft eine mutige Frau heldenhaft um den Besitz ihres Vätererbes, die nebenbei in beschränkter religiöser Anduldsamkeit befangen ist, da siegt Erzherzog Karl über Napoleon, indes sein Bruder Alfen erledigt und Bög el züchtet, da sinkt das Land in die Friedhofsruhe des Vormärz, während Grillparzer den „Ottokar“, Lenau die „Albigenser“ schreibt und Kessel die Schiffschraube erfindet, da erringt Tegetthoff den herrlichsten Seesieg, während die Herren am grünen Tisch Osterreich zugrunde regieren und die Katastrophe von Königgrätz verschulden, da ahnt die neue vorstrebende nationale Jugend unter Führung Schönerers und Wolfs viele völkische Probleme voraus, indes die Verantwortlichen, die Zeichen der Zeit verkennend, dieses Osterreich als weiseste geschichtliche Notwendigkeit preisen, da schafft der größte und reinste Osterreich aller Zeiten ein

neues Deutschland, während in der Heimat eine moralisch defekte Figur wie Starhemberg das große Wort führt.

Noch einmal sei es betont: Dieses Problem gehört zu den allerschwierigsten der Geschichte. Aber nun sei auch nicht verborgen, daß man sich im großen Deutschland der Vorkriegszeit gar nicht die Mühe nahm, es zu verstehen. Man hatte es ja im Jahre 1871 so herrlich weit gebracht, man hatte das große Reich, das ein Genie geschaffen und eine handvoll Idealisten vorausgeahnt hatten, dessen der Geschichte gegenüber als Provisorium geformte Struktur aber die große Menge nicht als solches begriff, sondern für der Weisheit letzten Schluß und für ein der Ewigkeit gehörendes Gebilde hielt. So konnte es kommen, daß man alles, was außerhalb der Reichsgrenzen an Deutschtum lebte, einfach aus seinem Bewußtsein strich, weil es in die staatliche Konzeption nicht paßte, weil es die Kreise des neuen Staatsbürgertums mit seinen volksdeutschen Forderungen störte. Zu diesen Fordernden, zu diesen Unbequemem gehörten in erster Linie die nationalbewußten Osterreich er, jene, die sich nicht in die Rolle fügen wollten, die ihnen gerissene, gewöhnlich volksfremde Geistesagenten zugebracht hatten, die aus dem Rahmen des Bildes heraus wollten, das man von Osterreich entworfen und dem großen Vaterland als getreues Porträt aufgeschwächt hatte. Auf diesem Bilde trugen wir ein sehr liebenswürdiges Gesicht, aber auch ein Narrengewand. Wir waren nette unterhaltende Harlekine, aber im übrigen „Schlappe Osterreich er“.

Wenn auch heute durch die nationalsozialistische Revolution und durch den Jubel der österreichischen Bevölkerung, unter dem der Führer die Eingliederung ins Reich vollzogen hat, das deutsche Volk

und die ganze Welt über den wahren inneren Wert des österreichischen Deutschen deutlich genug belehrt worden ist, so müssen wir dennoch auch weiterhin alle aufklärend wirken, wo immer wir stehen, denn die Sünden der Väter sind allzu groß und zahlreich, als daß fünf Jahre vorbildlicher Aufklärungsarbeit maßgebender Stellen des Dritten Reiches sie ganz hätten tilgen können. Und so ist es wohl nötig, immer wieder zu untersuchen, wie sich diese „Schlappen“ Österreicher im Laufe der deutschen Geschichte benommen haben.

Man datiert das österreichische Problem gemeinhin vom 19. Jahrhundert an. Nicht ganz mit Unrecht. Denn hier wächst es politisch zu einem raschen Höhepunkt, hier tritt wirklich das Volk als handelnde Person der Geschichte in Aktion, hier wird mit einemmal sichtbar, was jahrhundertlang schlief. Die ersten Wurzeln aber reichen in viel frühere Zeit, in die der Gegenreformation. Man weiß in



Tiroler Standschütze

Deutschland nicht, daß einmal mehr als zwei Drittel der österreichischen Bevölkerung protestantisch waren, und daß die ganze rohe Gewalt einer unduldsamen Zeit dazu gehörte, sie äußerlich umzukehren. Es gab aber noch immer Gemeinden, die ihren geheimen Glauben durch alle Fährnisse trugen, die in den Kataomben ihrer Felslandschaften ihren Gottesdienst weiterpflanzten, die ihre Lutherbibel vererbten von Kind zu Kindeskind, bis Joseph der Zweite ihnen die Freiheit der Meinung wiedergab.

Aber auch die andern, die sich äußerlich bekehrten, gewann man innerlich nicht. Woher sollte diesen Menschen auch ein innerlicher neuer Glaube kommen, waren sie doch aus sehr äußerlichen Gründen übergetreten, und durch mehr als äußerliche Zwangsmaßnahmen bekehrt worden.

Von den Bauern abgesehen, bei denen das Religionsbekenntnis erdverwurzelt und reich mit heidnischen Bräuchen durchsetzt ist, findet man ein katholisches Herzensbekenntnis in Österreich sehr selten. Der Österreicher ist nicht eigentlich religiös, er ist zumeist ein „Auchkatholik“, ein alter „Josephiner“, ein Anhänger religiöser Toleranz, der sich über dogmatische Fragen sehr ungern den Kopf zerbricht. So lebten sogar die größten Geister, bei denen die Religion als Jugenderlebnis fast durchaus fehlt, so konnte ein Grillparzer Religion als die „Poesie der Unpoetischen“ bezeichnen, so wuchs das ganze Geistesleben aus freitlichem Boden. Die so dachten, das waren durchaus nicht immer Frondeurs, das waren manchmal ganz getreue Schwarzelbe, und neben Grillparzers schlichtem Lied an das „Gott erhalte“ stehen die bittersten Stachelverse gegen Kirche und Pfaffen, nicht als Widerspruch zu seinem Österreichtum, sondern, im Gegenteil, eben aus seiner Liebe zur Heimat erwachsen, da er in den dunklen Nächten auch den verhängnisvollsten Feind seiner Liebe sah.

Man darf sich auch nicht vorstellen, daß das Beste, was Österreich besaß, das Heer, in klerikalem Sinne geführt worden wäre. Feldmesse und Gottesdienst, das waren militärisch hingegenommene Dinge,

das war einem Teil der Mannschaft noch Bedürfnis, dem Offizier nicht. Der soll vielleicht ganz gern eine Nacht mit seinem „Kirchenschiffsleutnant“, wie man die Feldkuraten nannte, aber von seinen religiösen Tröstungen machte er selten Gebrauch, und auch jener war weit entfernt davon, sie ihm aufdrängen zu wollen. Der national gesümmte Österreicher hat aus innerpolitischen Gründen lange eine feindliche Stellung zum Offizierskorps eingenommen, aus dem Grunde, weil dieses in seinen deutschen Vertretern in einer übertriebenen Auffassung des Begriffes „unpolitisch“ — zu dem es verpflichtet war, — sich zu einem national geschlechtslosen Wesen umformen ließ. Aber daß dieses buntgesprenkelte Heer im Weltkriege doch trotz aller Wühlereien der tschechischen Hezapostel aushielt, das ist das Verdienst des aktiven Offiziers, dieses vielleicht größte Wunder der Kriegsgeschichte haben die deutschen, kroatischen, und — auf ihrem national begrenzten Gebiete — magyharischen Offiziere vollbracht. Das Heer und der Kaiser, den Grillparzer im „Bruderzwist“ die „Ähre“ nennt, „unfruchtbar selbst, doch nötig, weil sie (die Körner) bindet“, diese beiden Faktoren hielten Österreich noch zusammen. Freilich, sie lebten im luftleeren Raum trostloser völkischer Einsamkeit, die der Offizier nur durch den Geist der Kameradschaft überwand.

In jener furchtbarsten Zeit österreichischer Entwicklung der letzten Jahre, die wir nun, — Dank dem Führer! — überwinden haben, war man bestrebt, den „österreichischen Menschen“ zu erfinden. Verstünde man darunter den deutschen Typus des Österreicher, so ließe sich dagegen gar nichts einwenden, denn wenn auch stammlich sich die Deutschen der alten Monarchie in bajuvarische Alpenländer und fränkisch-schlesische Sudetendeutsche schieden, wenn auch natürlich zwischen einem Oberösterreicher des hügeligen Innviertels und einem Tiroler des engen Bergtals Unterschiede bestehen, so läßt sich nicht leugnen, daß das staatsgebundene gemeinsame Schicksal uns gewisse Merkmale einer Gemeinsamkeit aufgedrückt hat, die wir selbst empfinden und



Linz a. d. Donau

gar nicht verleugnen wollen. Aber wir fühlten sie nie im Gegensatz zum großen Deutschland, im Gegenteil, wir wollen dieses Gemeinsame dem großen Vaterlande als Morgengabe darbringen. Nein, der „Österreichische Mensch“ dieser Prägung war eine antideutsche Erfindung. Es wurde sogar von den Unentwegten allen Ernstes behauptet, wir seien gar keine Deutschen, sondern irgendeine ehrenvolle Promenadenmischung, die sich leider der deutschen Sprache bediene, obwohl eine slawische ja doch viel schöner und zweckentsprechender wäre. Der furchtbare Ansturm, den ein sonst verdienstvoller General wie Danzl verzapfte, ist ein schauerliches Zeichen eines verantwortungslosen Dilettantismus auf geschichtlichem und politischem Gebiet, den er auf militärischem Felde jedenfalls selbst unerbittlich rügen würde.

Nein, um diese Stimmen brauchte sich das große Deutschland nicht zu kümmern, es konnte versichert sein, daß im eigenen Lande man sich, soweit das damals mög-



Weinbauer aus Rust (Burgenland)

lich war, am schärfsten zur Wehr setzte. Die großdeutsche Überzeugung hat sich in Österreich im Laufe der Jahrhunderte ungeschmälert erhalten und gesteigert. Die

Aufgabe, die es vor der Niederlage von 1866 zu erfüllen hatte, war eine Aufgabe — mochte auch seine Bindung noch so locker sein — innerhalb des deutschen

Bundes oder Staates. Jahrhundertlang hatte es dem andringenden Osten standgehalten, hatte Hunnen und Türken von den Toren des Reiches abgewehrt, hatte deutsche Kultur und deutschen Geist in die aufnahmebereiten Länder des Ostens getragen, und mochte dies alles auch nur im Interesse einer dürren Hausmachtspolitik geschehen sein, die Wirkung war doch eine nationale im hohen Sinne. Selbst die südliche Mission, die Osterreich in Oberitalien zu erfüllen trachtete, jene Scheinsendung, die es leider von seiner öftlichen Aufgabe abzog und deren Vol-

endung hinderte, selbst jene südliche Mission war geschichtlich irgendwie zu rechtfertigen, in der Nachfolge staufiger Südländsehnucht, als dessen letztes, verrostetes aber innerhin noch ideenhaft gültiges Glied. Erst im Jahre 1866 nimmt das Osterreich seinen Anfang, das nicht mehr nur ein deutsches, das ein europäisches Problem wird. Erst in diesem Jahre aber wird Osterreich Grenzland, wird es ein Land der deutschen Sehnucht, ein Land deutschen Opfersinnes, nicht nur mehr im physischen, sondern auch im geistigen und seelischen Sinne. In meinem Roman



Bäuerin aus Vorarlberg



Burg Forchtenstein (Burgenland)

„Zweikampf um Deutschland“ antwortet auf die Frage eines Studenten, was denn jetzt die Aufgabe des deutschbewußten Österreichers sei, ein Führer der Jugend: „Opfer bringen und einsam sein.“

Ja, wir waren einsam, daß Gott erbarm! Wir Jungen dieser Generation, die wir so gern ein jubelndes unbeschwertes „Ja“ in alle Welt gerufen hätten, waren zum ewigen „Nein“ des kritischen Alters verurteilt. Und wenn wir über die Grenze zogen, ins „Paradies“, wie wir schon damals meinten, dann erlebten wir die furchtbarste Enttäuschung, da wurden wir, wenn überhaupt als Deutsche, so doch als Deutsche zweiter Güte, als „Schlappe Österreicher“ abgetan, die höchstens als Unterhalter und bessere Harlekine in Erscheinung treten durften. Und niemand wußte, daß auch wir etwas geopfert hatten, was Baldur von Schirach so schön als das Opfer der nationalsozialistischen Jugend bezeichnet: „Unserer Kindheit scheues Heiligtum.“ Und als dann der Weltkrieg kam, als wir endlich das so oft zur Phrase de-

gradierte Wort von der „Nibelungen-treue“ wahr machen durften, da wußte man nichts von dem unendlichen Opfermeer des Blutes, das in den ersten galizischen Abwehrkämpfen floß, das die russische Flut vom großen Deutschland abhielt, da wußte man nichts von der erschütternden Tatsache, daß vom 8. Jägerbattillon im Jahre 1914 1222 Mann hinausgezogen und im Ganzen 1221 fielen, da warf man die Deutschen mit den tschechischen „Achtundzwanzigern“ in einen Topf, die, heiküßig gesagt, auch nicht aus Schlappheit übergingen, sondern aus nationalem Fanatismus, da lebte das Wort von den „Schlappen Österreichern“ in der milderer Form des „Kamerad Schnürschuh“ wieder auf und lieferte unseren Feinden, den Erfindern des „österreichischen Menschen“, tagfrei das schönste Material gegen unsern alten ewig-jungen Traum vom größeren Deutschland.

Durch alle Wandlungen des äußeren und inneren Lebens, des Weltlebens und des persönlichen, haben wir diesen Traum

unversehrt und ungetrübt mit uns getragen, als das Reinste und Tiefste, was wir besaßen.

Die letzten Jahre erst aber brachten das Schwerste, das Österreicher je erlebten. Jene Österreicher der früheren Zeit, denen wir uns untrennbar verbunden fühlen, den stillen Kämpfern der Gegenreformation, den Verteidigern Wiens gegen die Türkenflut, den Siegern von Aspern, Novara und Lissa, den Tausenden, denen im Jahre 1870 Hamerling aus dem Herzen sprach, als er den deutschen Brüdern im Soldatenkleid sein „Deutschösterreich war mitten unter euch!“ entgegenrief. Diese letzten Jahre waren schwer, aber sie waren, das werden wir alle, wenn einmal diese Zeit endgültig der Geschichte angehört, erkennen,

notwendig. Notwendig, um uns die letzte Härte, die letzte Reife zu geben, um aus uns einen im besten und tiefsten Sinne politischen deutschen Stamm zu machen, um unserer Liebe zum großen Vaterland die letzte überirdische Weihe zu schenken. Blut ist geflossen. Die Liste unserer Märtyrer ist weit größer, als Deutschland weiß. Wir werden sie nicht vergessen, sie werden mit uns leben, wie die Toten der Bewegung im großen Deutschland leben.

Sie sind auferstanden, als der Führer von der Stadt seiner Jugend, von Linz aus am 12. März den Tag der letzten deutschen Freiheit Österreichs verkündete. Sie leben mit uns und sind mit uns heimgekehrt in das ewige, große deutsche Reich.

Jch proklamiere nunmehr für dieses Land seine neue Mission. Sie entspricht dem Gebot, das einst die Siedler aus allen Gauen des Altreiches hierher gerufen hat. Die älteste Ostmark des deutschen Volkes soll von jetzt an das jüngste Bollwerk der deutschen Nation und damit des Deutschen Reiches sein.

Adolf Hitler

Wien, am 15. März 1938

Hans R. Wiese

Ein Schicksal – ein Wille

Durch die kleine Fensterklappe der Tür zur Flugzeugführerkabine schiebt sich ein Zettelchen: „Reichsgrenze.“ Noch fliegt der Schatten der Junkersmaschine über die sorgfältig bearbeiteten Ackerflächen eines ostpreussischen Dorfes. Weite Felder erstrecken sich unter uns, braun und grün, unterbrochen von den gewundenen Seilen der massigen Dächer deutscher Dörfer. Die Feldschläge sind verhältnismäßig groß, besonders dann, wenn ihr Mittelpunkt nicht ein Dorf, sondern die gerade ausgerichteten, langen Gebäude eines Gutshofes sind.

Plötzlich reißt dieses Bild ab. Wir haben einen schmalen, von Erlenbüschen umrahmten Bach überflogen, vor uns erstreckt sich weit die litauische Landschaft. Eine regellose Masse kleiner Einzelgehöfte drängt aus dem Osten heran und staut sich an der Grenze des Reiches. Raum ein massives Dach, verwitterte Holzwände und Strohdächer, die ärmlichen Gebäude meist eingekreist von einigen Bäumen und Büschen. Man hat den tiefen Eindruck dieses Erlebens einer Kulturgrenze noch nicht völlig in sich aufgenommen, sucht noch immer mit den Augen Einzelheiten, um den Gesamteindruck zu vervollständigen, da löst ungepflegter, hügliger Wald, unterbrochen von kahlen Sand- oder Heidekrautflächen, die Masse der Einzelgehöfte ab, bis das Flugzeug über einer langweiligen, unschönen Mittelstadt, Rowno, zum Landen niedergeht.

Und dann, eine Flugstunde weiter nordwärts, wieder ein anderes Bild. Die Anregelmäßigkeit und Primitivität der litauischen Bauernsiedlung wird durch eine immer straffere Regelmäßigkeit und Ordnung, und neue, noch wenig bauwürdige Gehöfte abgelöst: Siedlungen auf dem Boden Lettlands, dem Boden, den Deutsche an Europa angeschlossen und der

ihnen zum großen Teil gehörte, dessen Herren sie aber nicht mehr sind. Bis dann hinter dem breiten, silbernen Band der Düna die Silhouette des alten, deutschen Riga auftaucht, St. Petri, der Dom, das Schloß.

+

Ein anderes Bild.

Auf der Fahrt von Berlin nach Warschau bemerkt man die Grenze zwischen Deutschland und Polen nur dadurch, daß in Neu-Bentschen ein neuer Bahnhof steht und dort wie in Alt-Bentschen die deutschen und die polnischen Kontrollen stattfinden. Die Landschaft diesseits und jenseits der Grenzen ist dieselbe. Hier wie dort stehen die Waldschonungen gerade ausgerichtet wie die Glieder eines preussischen Regiments, hier wie dort dieselbe Anlage der Gehöfte, dieselben Felder. Nur daß jenseits der Grenze in den letzten zwanzig Jahren weniger gebaut worden ist, weniger Motoren laufen und abends weniger Helligkeit aus den Fenstern der Bauernhäuser strahlt, weil sie noch mit Petroleum, und nicht mit Elektrizität erleuchtet werden. Aber hinter Breschen merkt man auf. Wenig Wald, aber viele nasse Wiesenflächen, von unregelmäßigen Bächen durchzogen und lichten Gehölzen umstanden, geben der Landschaft den Charakter. Langgestreckte Dörfer, deren Gebäude noch zum großen Teil aus Holz und Stroh gebaut sind, überragt von unverhältnismäßig großen Kirchen ziehen an den Wagenfenstern vorbei. Der Zug fährt langsamer, die D-Zugstrecke ist eingleisig, bis sie in Kutno auf die Hauptstrecke Danzig—Warschau stößt.

Nicht nur die Landschaft, auch die Menschen sind anders. Man sieht es an ihren Trachten, an ihrem Benehmen, und wird von der neuen Welt unangenehm

berührt, wenn man mit den schmutzigen, schwachhaften Raftanjuden, die auf den Bahnhöfen oft die Mehrzahl des Publikums bilden, die Luft in demselben Abteil teilen muß.

+

Und schließlich ein drittes Bild:

Wir haben Villach hinter uns und eilen auf der gut gepflegten Straße in rascher Fahrt nach Südwesten. In steilen Haarnadellkurven erklimmt unser Wagen den Wurzenpaß, die Grenze zwischen Österreich und Jugoslawien. Unmittelbar hinter Villach tragen die Menschen und die Dörfer ein anderes Gesicht. Das freudige, brüderliche „Heil Hitler!“ beim Anblick unseres Hafenkreuzwimpels am Kühler hat aufgehört, aus den Fenstern und Türen ärmlischer Häuser starren uns fremde, dunkle Augen erstaunt und neugierig, aber nicht grüßend an. Wir haben die südöstliche Grenze des geschlossenen deutschen Siedlungsraumes bereits überschritten und sind hinter dem Wurzenpaß auch schon auf fremden, jugoslawischen Staatsgebiet, auf dem die Slowenen siedeln.

Wohl führt uns unser Weg jetzt noch hunderte von Kilometern durch ein Gebiet, in dem uns auf Schritt und Tritt die Spuren der deutschen Kulturarbeit, die das alte Österreich geleistet hat, begegnen. Die Städte künden in ihrer Anlage und Ausgestaltung von deutschen Bau- und Lehrmeistern. Aber die Landstraße ist uns fremd. Die Bauern, die ihr Vieh auf den Wegen treiben, die ihr Kleinen, bunt bemalten Häuser, an deren Außenwänden die goldgelben Reihen trocknender Maiskolben leuchten, sie geben der Landschaft einen eigenen, fremden Charakter.

Bis dann weit weg, in Slawonien, plötzlich ein Dorf am Wege liegt, dessen gerade ausgerichtete Häuser sauber weiß gestrichen sind, dessen Kinder, Frauen und Männer hellere Blicke und Haare haben, und dessen Bewohner uns schließlich bei einer kurzen Rast jubelnd umringen, uns die Hände drücken und dann laufen, um die Kunde von Haus zu Haus zu tragen: „Deutschländer sind

da!“ Viele solche Dörfer gibt es, ehe der breite Savestrom an seiner Mündung vor Belgrad einen endgültigen Strich unter die deutsche Siedlung im Südosten zieht und das hohe Holzkreuz eines deutschen Heldengrabes vor Semlin wie ein letztes Mahnmal einer ehemaligen Geltungsgrenze deutschen Volkstums in den Himmel ragt.

+

Das alles sind Bilder, die erst vor wenigen Monaten auf Reisen eingefangen wurden. Sie geben also einen Zustand wieder, der heute im Nordosten, im Osten und im Südosten besteht. Jede Reise über die Grenze in einer dieser Richtungen erweckt andere historischen Erinnerungen, führt uns zu einem Deutschtum oder in Gebiete ehemaligen oder auch heutigen deutschen Kultureinflusses, die ein unter sich meist sehr unterschiedliches Gesicht nach ihrer Herkunft tragen.

Im Nordosten haben deutsche Machtströme früherer Jahrhunderte der Landschaft und den Staaten ihr Gesicht gegeben. Der Deutsche Orden und die Hanse waren in dieses Land bereits vorgestoßen und hatten es in Besitz genommen, als noch in anderen heute deutsch besiedelten Gebieten Ost- und Südeuropas keines deutschen Bauern Pflug die Erde durchzog. Nur an einer Stelle des Südostens, in Siebenbürgen, nahmen Deutsche etwa gleichzeitig weite Strecken Landes in Besitz, — aber nicht deutsche Ritter und Kaufleute, wie an den Küsten der Ostsee, sondern Bauern. Damals formten Deutsche das Gesicht des Landes an der Ostsee und in Siebenbürgen, wie es sich — erweitert und ergänzt durch die fortschreitende Zeit — in seinen äußeren Formen bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Im unmittelbaren Osten des Reiches waren es andere Kräfte, die die Landschaft formten und eine — heute nicht mehr auf deutschem Staatsgebiet liegende — Grenze schufen, die auch jetzt noch deutlich sichtbar besteht. Es war Preußen. Wohl sind deutsche Bauern, Kaufleute und Meister schon viel früher in polnische Gebiete gezogen, haben dort im Mittel-

alter das städtische Leben fast völlig beherrscht. Aber im Laufe der Jahrhunderte ist der größte Teil dieses deutschen Blutes in der polnischen Ebene versickert und hatte nur in den alten Bauwerken Spuren seiner ehemaligen Aufbauarbeit hinterlassen. Erst Preußen formte die Kulturlandschaft, die sich heute innerhalb des neuen Polen von Puzig bis Bielitz und von Neu-Bentschen bis hinter Wreschen erstreckt und sich deutlich gegenüber dem Landschaftsbild des übrigen Polen abhebt.

Und schließlich waren es wieder ganz andere Kräfte und Zeiten, die deutsches Blut in die ungarische Ebene, ins Banat, in die Batschka, Baranja und nach Slawonien vortrieben. Die Kaiser des damals noch deutschen Hauses Habsburg siedelten dort unten die Deutschen an, zu verschiedenen Zeiten und meist auch nach verschiedenen Gesichtspunkten, — der eine, um eine Militärgrenze zu schaffen, der andere, um den Fremdvölkern Lehrmeister vorzusetzen, sie zu besseren Leistungen anzuspornen und dadurch zu höheren Steuererträgen zu kommen. Alle deutschen Siedlungsperioden zusammen schufen im Südosten aber dennoch in ihrem inneren Aufbau und ihrem völkischen Charakter sich ausgleichende deutsche Siedlungsgebiete, ausgesprochene Bauernsiedlungen.

+

Jahrhundert hindurch trugen die einzelnen deutschen Siedlungsgebiete nicht nur in ihrer stammesmäßigen Zusammensetzung, sondern auch in ihrem sozialen Aufbau, ihrem kulturellen Rückhalt und schließlich auch ihrer nationalen Festigkeit entsprechend ihrem ursprünglichen Siedlungszweck einen ganz verschiedenen Charakter. In dem Gebiet der heutigen baltischen Randstaaten waren die Deutschen als Ritterschaft bis in unser Jahrhundert hinein die die Landesverwaltung tragende Herrschaft oder in den Städten das einflußreiche, besitzende Patriziertum. Ihre deutsche Kultur stand so hoch über der des russischen Volkes — von der damaligen Kulturstufe der kleinen Randvölkern ganz zu schweigen — daß kaum jemals ein Deutsch-Balte Reizung verspürt hätte, sie aufzugeben. Sie sicher-

ten sich die Pflege dieser Kultur darüber hinaus durch ihren Einfluß bei Hofe und stellten als Gegengabe dafür dem russischen Zaren seine besten Heerführer und hohen Beamten.

Ganz andere Wege ging das Deutschtum im mittleren Osten, in den polnischen Gebieten. Zahlreiche deutsche Einwanderungswellen führten seit dem Mittelalter immer wieder tausende von Deutschen nach Polen. Aber nur wenige Siedlungsgebiete erhielten sich lange ihr Deutschtum. Durch das schnelle Mitgehen des polnischen Volkes mit der Entwicklung der europäischen Kultur verloren sie meist auch schnell ihre kulturelle Überlegenheit, da sie als Bauern oder Handwerker nicht in der Lage waren, durch Reisen oder eine kostspielige Sonderpflege ihrer deutschen Kultur ihr Volkstum auf einem überlegenen Stand zu halten. Und während es bei Ausbruch des Weltkrieges in den baltischen Randgebieten ein zwar auch bereits um seine nationale Eigenart kämpfendes, aber darin doch noch festes und selbstbewußtes Deutschtum gab, lebten hunderttausende deutscher Bauern in den zu Rußland gehörenden polnischen Gebieten ein national schon stark indifferentes Leben. Nur im Lodzer Industriegebiet war das — übrigens ja auch damals erst etwa 80 Jahre alte — Deutschtum als Klasse der Besitzenden oder Spezialisten der Industrie noch in sich gefestigter und einheitlicher, wies aber auch schon starke Risse und Brüche auf.

Im europäischen Südosten — von dem Sudetendeutschtum als Teil des geschlossenen deutschen Siedlungsraumes wird in diesen Ausführungen nicht gesprochen — ist das Bild wieder ein verschiedenes. Fast alle südosteuropäischen deutschen Siedlungsgruppen, nämlich die der Slowakei, der heutigen Staaten Ungarn, Rumänien — ausgenommen das Deutschtum Besarabiens und der Bukowina — und Jugoslawien befanden sich unter ungarischer Oberherrschaft. Der größte Teil der deutschen Siedlungen im Vorkriegs-ungarn war praktisch bereits vollkommen vom deutschen Volkskörper gelöst und wurde ihm systematisch völlig entfremdet. Nicht einmal die deutsche Sprache hatte sich in zahlreichen Siedlungen mit zehn-

tausenden von Deutschen mehr erhalten. Lediglich die Siebenbürger Sachsen hatten auf Grund ihrer alten Privilegien ihre nationale Selbständigkeit und Selbstverwaltung bewahrt.

Hätte man etwa zu Beginn des Jahres 1914 Vertreter aus den verschiedensten deutschen Siedlungsgebieten des Ostens und Südostens gefragt, was sie brauchen, um den von ihnen als richtig und zweckmäßig erkannten Weg im Kampf um ihr Deutschtum weiter zu verfolgen, man hätte voneinander gänzlich abweichende Antworten erhalten. Während der Deutsch-Balte sich vielleicht nur ein Nachlassen der deutschfeindlichen Welle in Rußland gewünscht hätte, hätte der deutsche Bauer aus Kongresspolen in erster Linie nach einem evangelischen Pastor und einer deutschen Bibel, ferner nach Kantoren für die Kirchenschulen verlangt. Der Deutsche in Ungarn wiederum hätte in erster Linie nach katholischen Geistlichen deutschen Volkstums gerufen, und dann nach kulturellen Bildungsmitteln der primitivsten Art. Und jeder hätte versucht, seine Wünsche auf einem anderen Wege zu verwirklichen: der Balte durch seine einflußreiche diplomatische Verwandtschaft in Deutschland, der Deutsche aus Kongresspolen durch die evangelischen kirchlichen Zentralstellen in Berlin, der deutsche Bauer aus den damals ungarischen Staatsgebieten durch die katholischen Oberhäupter in Wien oder gar in Rom.

Trotz des gemeinsamen deutschen Blutes also im ganzen europäischen Osten verstreut ein Deutschtum, für das eine gemeinsame Sprache zu finden schlechtthin unmöglich gewesen wäre.

+

Wir überspringen die leidvollen Jahre seit 1914 und suchen wieder die Tatsachen von heute festzustellen. Ein Kreis deutscher Jungakademiker in Riga spricht sich über seine Sorgen und sein Streben aus. Es sind viele junge Männer darunter mit Namen von bekanntem adligen Klang. Aber ihre Sorgen sind alle dieselben: wie ermögliche ich mir dieses oder jenes Staatsexamen trotz der Benachteiligung der Deutschen, und wie ermögliche ich mir wenigstens eine kurze

Studienzeit auf einer deutschen Hochschule. Die Reise führt uns hinaus auf einen Hof, der einem früheren deutschen Großgrundbesitzer verblieben ist. Er ist nur noch ein Kleinbesitzer und hat nur eine Sorge: wie bringe ich meine wenigen zehn Hektar durch, daß sie mein Sohn erben kann, wie ermögliche ich meiner Tochter eine deutsche Erziehung und eine deutsche Ehe. Es sind genau dieselben Sorgen, die auch der deutsche Bauer dieses Landes hat, der nicht auf eine lange, stolze Ahnreihe zurückblicken kann, sondern der hier einmal vor dreißig oder mehr Jahren eingewandert ist und dessen erstes Heim auf diesem Boden eine Erdböhle war.

Ob wir in Riga oder in Agram, in Budapest oder Dorpat, in Warschau oder in Posen mit den deutschen Hochschülern sprechen, immer sind es dieselben Sorgen und Wünsche, die uns begegnen. Und der Bauer in Slawonien hat heute keine anderen Sorgen, wie der ehemalige Großgrundbesitzer in Lettland oder Estland, oder der Bauer in Kongresspolen, Wolhynien oder Posen. Nirgends mehr in Osteuropa ist deutsches Schicksal verbunden mit einer sozialen Klasse, nirgends mehr mit einer Konfession, überall ist die gleiche Not und der gleiche Kampf.

+

Aber auch der gleiche Wille!

Wer die Möglichkeit hat, den Kampf des deutschen Volkstums in den einzelnen Siedlungsgebieten zwischen dem Bottnischen Meerbusen und der Adria heute mit eigenen Augen zu sehen und aus eigener Anschauung Vergleiche zu früheren Zeiten ziehen kann, wird von dem Wandel, der sich vollzogen hat, tief beeindruckt sein. Nicht nur von dem Wandel, den der Weltkrieg und seine Auswirkungen gebracht haben. Da wäre nur eine negative Bilanz zu ziehen: die der Entrechtung der deutschen Volksgruppen in zahlreichen Staaten, seine Dezimierung und die Enteignung seines Besitzes. Aber der Wandel in der Haltung, mit der heute deutsches Volkstum draußen gegenüber den Nachkriegsjahren bis etwa 1933 seinem schweren Schicksal begegnet, ist einer tiefgreifenden Schicksalswende gleichzusetzen. Während sich früher, bis 1933, der Selbst-

erhaltungskampf darauf beschränkte, von den alten Positionen so viel wie möglich zu halten, und jeder noch nach seinen alten Vorstellungen ein letztes Ziel dieses Kampfes sah, das von dem des nächsten Mitkämpfers meist sehr weit verschieden war, gibt es heute in der herangewachsenen Generation nur ein Ziel und einen Weg: das deutsche Volkstum und die Selbstverteidigung durch Schaffung der Volksgemeinschaft nach den Begriffen des nationalen Sozialismus!

Noch sind in den deutschen Korporationshäusern in Dorpat die Spuren des früheren Herrenstandes zu erkennen. Aber die Gedanken der deutschen Jungakademiker berühren sie nur noch wie eine alte Erinnerung aus Vorvätertagen. Die Gegenwartszorgen kreisen nicht um die Restauration dieses früheren Zustandes, sondern um die Schaffung eines neuen, einer Zukunft auf lebensnäheren, stärkeren Grundlagen. Ebenso ist man beispielsweise im Verein der deutschen Hochschüler in Ugram über die schwäbisch-bäuerliche Abgeschlossenheit hinaus zu neuen Aufgaben vorgezungen, und in dem Verein Deutscher Hochschüler in Warschau zu einer weiteren Sicht, als der eng konfessionell-protestantisch gebundenen. Überall singt die deutsche Jugend in ihren dörflichen Zusammenkünften heute dieselben Lieder, marschiert sie mit demselben Gesicht und demselben Stolz, und in vielen Fällen wird es für den Außenstehenden schwer sein, zu unterscheiden, ob er sich in einer deutschen Bauernstube einer katholischen Siedlung der Batschka oder einer evangelischen Siedlung der Ostgalizien, unter der deutschen Bauernjugend in Lettland oder in Rumänien befindet.

Und aus dieser neuen Haltung spricht der neue Wille, der die jüngeren Generationen auf dem, was von dem Alten noch geblieben ist, aufbauen läßt. Aber nicht mit dem Ziel einer Wiederherstellung alles dessen, was gewesen ist, sondern der Errichtung eines eigenen Hauses durch eigene Schaffenskraft.

+

Wir kehren in Gedanken zurück zu den Bildern von der Kulturgrenze, die sich um den Körper des geschlossenen deutschen

Siedlungsraumes legt. Die scharf ausgeprägte Markierung, wie sie bis 1914 infolge der damaligen staatlichen Verhältnisse bestand, ist nicht mehr. Sie ist an vielen Stellen durchbrochen, überschwenmt, weil einige entscheidende Jahre das deutsche Volk nicht stark genug fanden. Aber immer wird es an dieser Grenze im Osten stark sein müssen in seinem vollkönnen und kulturellen Bestand. Die regellose Masse der litauischen Hütten hinter der ostpreussischen Grenze ist nur ein sichtbares Zeichen eines immerwährenden Zustandes an der deutschen Ostgrenze überhaupt, eines ständigen Druckes und Landhungers fremder Bauernvölker.

Darum ist das Schicksal der ostdeutschen Grenzbevölkerung dem der deutschen Volksgruppen in Osteuropa so verwandt. Es ist derselbe Bevölkerungsdruck, der auf der deutschen Ostgrenze lastet, der auch in die deutschen Dörfer in den osteuropäischen Staaten eindringt, der den deutschen Grundbesitz in den baltischen Staaten enteignet, ihn in den ehemals preussischen Gebieten Polens enteignet und die deutschen Dörfer und Städte in Siebenbürgen unterwandert. Es genügt nicht, daß die staatlichen Machtmittel des Reiches unsere Grenze vor jedem Zugriff sichern. Die deutsche Sendung im Osten liegt nicht allein auf dem Gebiet einer Konservierung, sondern viel stärker auf dem des kulturellen Aufbaus. Daß Europa an einer Zeitwende steht, wird niemand bestreiten wollen, der in den Vorgängen der letzten Jahre zu lesen vermag. Mit dem neuen völkischen erwächst auch ein neues kulturelles Lebensgefühl im deutschen Volke. Immer aber gab es ein Kulturgefälle von Deutschland aus nach dem Osten. Das ist eine Entwicklung, die für die benachbarten Ostvölker keine Bedrohung, sondern eine Förderung darstellt, wie es für Polen am besten die große Zeit des kulturellen Aufbaus in der Zeit Kasimirs des Großen beweist, der aus dem hölzernen Polen ein steinernes schuf, wobei die Deutschen seine Baumeister waren.

Wie auch in früheren Jahrhunderten

in erster Linie die Grenze der stärksten Ausstrahlungspunkt aller nationalbewußten Kulturgeltung war, muß es in dem neuen Zeitabschnitt der europäischen Geschichte, der angebrochen ist, wieder sein. Dieses Bewußtsein einer Verantwortung gegenüber der Gestaltung des deutschen Schicksals in Osteuropa ist ebenfalls ein Band, das den deutschen Osten eng mit den deutschen Volksgruppen in allen Teilen Osteuropas verbindet. Heute gibt es keine „Sondersendungen“ einzelner deutscher

Volksstämme oder Teile mehr, weder eine preußische noch eine österreichische. Das spüren die Deutschen draußen am besten, die auch alle Besonderheiten — soweit sie nichts anderes als Separatismus waren — aufgegeben haben, nur noch in einer gemeinsamen Haltung den Kampf führen und die Kraft dazu aus einer Weltanschauung, der des nationalen Sozialismus, schöpfen. Und das in dem Bewußtsein, daß dasselbe Schicksal auch denselben Willen fordert.

Klage um Die Schönheit

Du stehst am Rande des Lebensgartens
Im Schatten der großen Mauer,
Hinter der die Dunkelheit liegt
Und das Unbekannte wartet.
Schönheit, du bist so zart.
Wenige Zeit nur blühst du.
Jeder Windstoß blättert an dir.
Jeder Frosthauch frist an dir.
Bis eines Nachts
Der Vogel Schmerz an dir vorbeifliegt.
Die Spitze seiner Schwinge berührt deinen Kelch nur,
Da welkst du schon und brichst dahin.

Thilo v. Trotha +



Fördertürme

Mit eisernen Fühlern
greifen sie kühn in das Licht über Tag:
Rieseninsekten, geboren aus Schächten,
die dröhnend in ewigen Nächten
und überwacht vom Keilhauenschlag
unzähliger Fäuste aufklaffen
und trüchtig von tückischer Finsternis sind.
Sie wachsen und stürzen, erlöst
vom Zwange der Tiefe und letzten Verlassenheit,
aus Steinfall und Sprengung
ins Freie hinein und hinauf in den Wind.
Triumph oder Klage?
Erinnerung oder nur Traum?
Das ist wie verworrene Sage,
denn sie erinnern sich kaum,
daß unter geflochtenem Eisengestühl
noch menschlicher Atem feucht
im Schächtegewirr und Stollengewühl.
Mit spielenden Rädern,
und schon wie enthoben der Endlichkeit,
stoßen sie vor in den Raum.
Und sind doch wie Mensch und Getier und Baum
verwurzelt der Erde und Zeit.

Hans Niekravitz

Schichtwechsel

Unaufhörlich stampft und stößt
der Maschine Unerbittlichkeit.

Kamerad,
endlich wirst du abgelöst,
wie nach heißer, Kampfdurchwachter Zeit
der Soldat.

Einer kommt, der andre geht
in das Leben oder in den Tod.

Dies allein,
unser großes Werk besteht
und wird über Kummernis und Not
fruchtbar sein.

Und wenn auch der eine fällt,
füllt die Lücke, springt der nächste ein.

Ewig bricht
Leben auf und drängt zur Welt
und in unser aller Werk hinein,
Schicht nach Schicht.

Hans Niekrawitz

Männer im Moor

Das Land, wie einer Riesenwunde Schorf,
liegt brach, ungrünt von keinem Waldessaum.
In seinem tiefen Schoße schlummert Torf.
Der treibt zur Sonne weder Strauch noch Baum.
Kein Ruf, auch nicht vom letzten Seidedorf,
dringt her in seinen Auferstehungstraum.

Ins Köhricht senkt der Storch den schmalen Kopf
und stellt den Frosch, der ihm nicht mehr entflieht.
Und wo die Misteldrosseln brüten und der Wiedehopf
und in der Luft der Bussard seine Kreise zieht,
dort bläht sich auch des Erpels schwarzer Kropf
und freischt die Graugans auf in Rohr und Ried.

Feucht schleiert Nebel über Pfuhl und Moor
und hüllt des Ödlandes verwünschenes Gesicht.
Und mancher schon, der sich darin verlor,
fand niemals mehr zurück ins Sonnenlicht.
Wir aber gehen durch das helle Morgentor
und sehen Irrelicht und Gespenster nicht.
Wir dringen unverloren in Verlorenheit,
und einmal wird erblühen unsere Spur
und treiben Salm und Brot aus der Unwegsamkeit,
wo noch das Lied verstummt, der Wille nur
zu schwerem Werke drängt in schwerer Zeit
im Kampfe mit der Willkür der Natur.

O Kampf und Jugend, die noch unbeschwert
an der Erfüllung großer Pläne schafft!
Noch schwankt der Boden, den die Feldbahn überquert,
bis er nach ungezählten Spatenstichen klappt:
Das ganze Moor wird umgekehrt und umgekehrt
von vieler Hände angespannter Kraft.

Weit ziehen sich Kanäle durch das Labyrinth
der Gleise und der Anmarschwege hin.
Schon trocknet das entwässerte Gelände Wind.
Verwirrung ordnet sich zu neuem Sinn.
Einst wird des Bauern Kind und Kindeskind
umfriedet sein von bess'rer Tage Anbeginn.

Die Zeit wird ragen wie ein Runenstein
mit Zeichen halb verwischt und rätselbunt.
Die gute Bäuerin füllt Schrank und Schrein
und legt Legenden in den Kindermund.
Und Gärten werden um Gehöfte sein
und Bäume wurzeln tief im festen Grund.

Der deutsche Zeigefinger nach dem Südosten

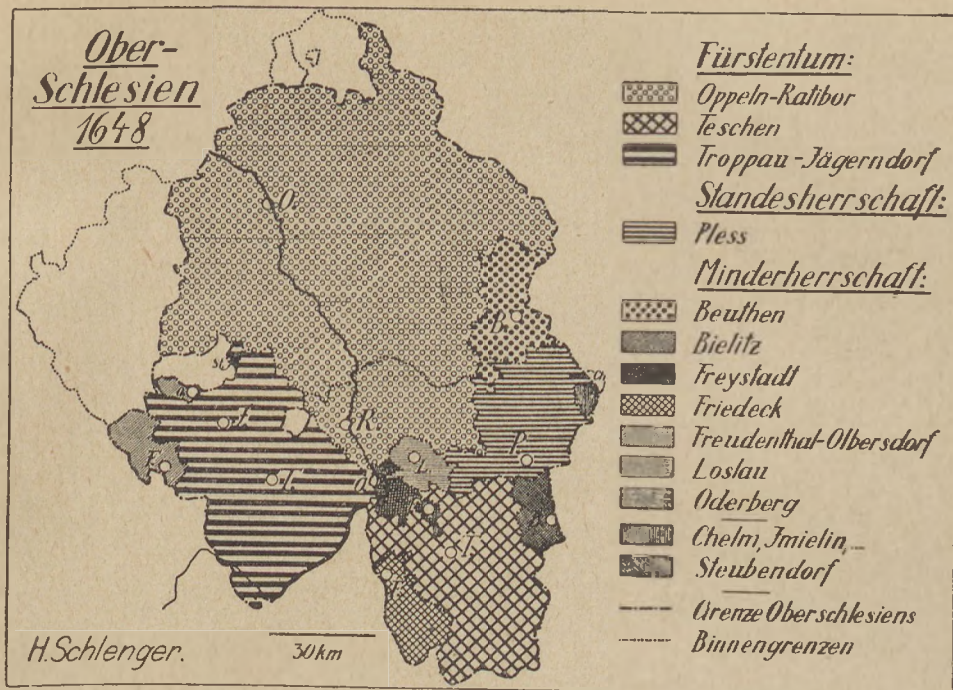
Das größere Oberschlesien und sein deutsches Volkstum

Oberschlesien, diese wesentliche Landschaft des schlesischen Raumes, ist weit- aus größer als man gewöhnlich annimmt. Wenn von Oberschlesien die Rede ist, so denkt man zunächst an das bei Deutschland gebliebene Restgebiet, an die Provinz Oberschlesien, die seit 1933 wieder ganz innig mit dem Breslauer Schlesien verbunden ist und an das an Polen abgetretene Ostoberschlesien. Das geschichtliche Oberschlesien reicht weiter. Zu ihm rechnen u. a. im Rahmen der heutigen Tschechoslowakei neben dem gegen seinen Willen vom Reiche abgetretenen Hultschiner Ländchen die ehemaligen Herzogtümer Jägerndorf und Troppau und ein Teil des Teschener Schlesiens, innerhalb Polens der andere Teil des Teschener Landes mit Groß-Teschon und Bielitz. Genauen Aufschluß über die einzelnen Gebiete, die zum geschichtlichen Oberschlesien gehören, gibt die beigegefügte Karte von Dr. Schlenger „Oberschlesien 1648“.

Wenn Goethe Schlesien „eine zehnfach interessante Einheit“ nannte, so trifft diese Vielfältigkeit und andererseits dieser Zusammenklang gerade auch auf Oberschlesien zu. Die einzelnen Teillandschaften Oberschlesiens und ihre Menschen zeigen große Verschiedenheiten. Es ist ein Unterschied, ob man Oberschlesien in Oppeln oder in Kattowitz, in Neiße oder in Kreuzburg, in Teschen oder in Troppau erlebt. Die Altwater- und Beskidens-Landschaft hat ein anderes Gepräge als das Odertal, das Industriegebiet ist anders als das ober-schlesische Bauernland, dieses wieder unterscheidet sich sehr etwa von dem Waldgebiet der Malopane und des Stober oder dem Annaberggebiet auf der rechten Oderseite. So ist es auch mit den Menschen.

Kein Wunder! Ist doch Oberschlesien der Zeigefinger der deutschen Hand, der nach dem Südosten weist; und dieser Zeigefinger liegt — wie kürzlich treffend gesagt wurde — „auf heißen mitteleuropäischen Dingen“. Oberschlesien, der nach Südosten vorgeschobene Teil der deutschen Halbinsel Schlesien erlebte im Laufe der Jahrhunderte viele und große Stürme. In Zeiten deutscher Not schlugen die Wogen des slawischen Meeres über das Land und rissen Teile von ihm ab. Wenn dann wieder Ebbe eintrat, dann zeigte sich von neuem das Gemeinsame und auch das deutsche Leben mit seinen bindenden Kräften konnte sich wieder entfalten.

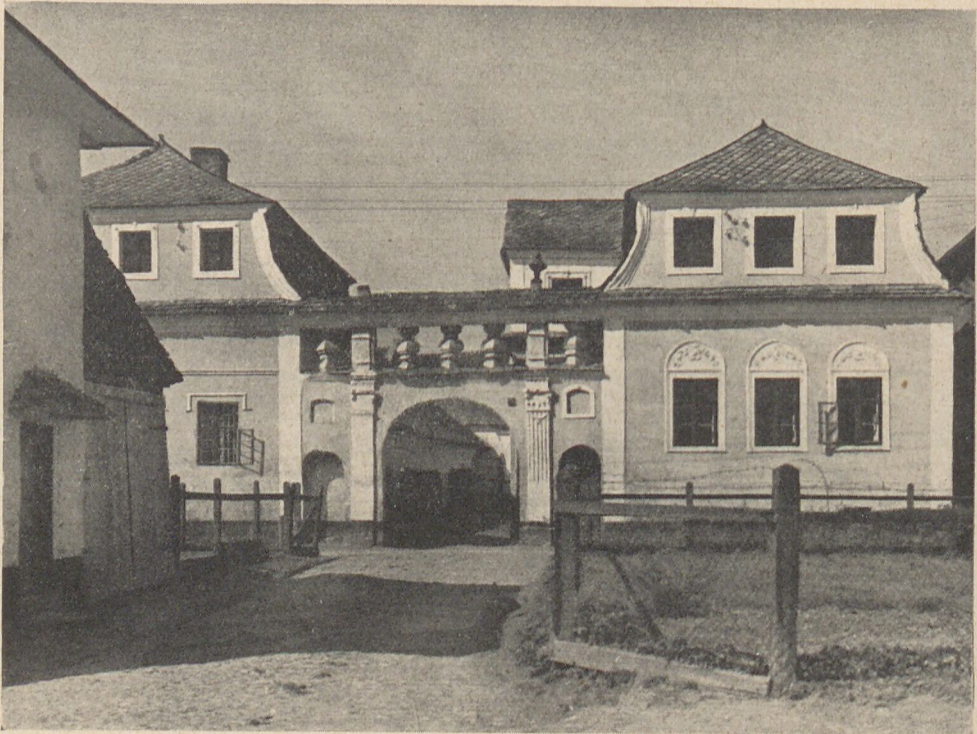
Wir Deutsche haben in Oberschlesien das Recht der Erstgeburt. Die Germanen sind das erste geschichtliche Volk auf ober-schlesischem Boden, genau so, wie im übrigen Schlesien und im ganzen deutschen Osten. Über tausend Jahre, etwa von 500 vor bis etwa 660 nach der Zeitwende siedelten germanische Stämme in Oberschlesien, als sesshafte Bauern mit einer hochstehenden und urwüchsigem Bauernkultur, wie es die vielen germanischen Funde gerade in der letzten Zeit immer wieder von neuem einwandfrei und ganz eindringlich kundtun. Auch die nachfolgende slawische Zeit ist erfüllt von germanischen Einflüssen. Es sei an die großen Oppelner Ausgrabungen unter dem ehemaligen Pfastenschloß erinnert, wo Einflüsse des germanischen Nordens und Westens, insbesondere der Wikinger, festgestellt werden konnten, wie ja auch die Annahme ausreichend begründet erscheint, daß Krakau auf eine Gründung der Wikinger zurückgeht. Das tapfere und kluge Ge-



schlecht der schlesischen Pfaffen, das auch in Oberschlesien herrschte, war nach neueren Geschichtsforschungen germanischen Ursprungs.

Das Wort Deutschland wird dann im 12., 13. und 14. Jahrhundert, auch in Oberschlesien wieder groß geschrieben, als die deutsche Rückwanderung, die deutsche Rückbesiedlung des Ostens, während jener großen Volksbewegung, erfolgte, die der Oberschlesier Gustav Freytag als die Großtat des deutschen Volkes im Mittelalter bezeichnete. Ohne Zutun des Reiches, nur im Vertrauen auf ihr deutsches Blut, ihren Wagemut und ihre Arbeitskraft, gingen damals Deutsche aller Stämme ins Ostland. Die deutschen Siedler gewannen Schlesien, auch Oberschlesien, dieses altgermanische Erbe, dem Deutschtum zurück mit der Rodehacke, dem Spaten und dem eisernen deutschen Pflug. Die deutschen Siedler nahmen niemandem etwas weg. Sie gründeten ihre typischen Dörfer und Städte als Rodung „auf grünem Rasen“, wie es in alten Urkunden heißt. Die einheimischen, in Deutschland erzogenen, über-

wiegend deutschblütigen und im deutschen Kulturkreis lebenden schlesischen Pfaffenherzöge hatten sie ins Land gerufen. Neben deutscher Tatkraft und deutschem Schöpferwillen brachten sie deutsches Recht, Frieden und Wohlstand mit. „Franken von mancherlei Art, Flamen und Hessen haben, wie man siedlungsgeschichtlich weiß, dem schlesischen Volke das Gesicht gemacht, die Thüringer, der Herzstamm Deutschlands, haben dieses schlesische Gesicht mit wahrnehmbaren Zügen gezeichnet.“ So schildert Josef Nadler in seinem Werk „Das stammhafte Gesicht des deutschen Volkes“ das Werden des Neustammes der Schlesier. Aber nicht nur von Mitteldeutschland her, zu beiden Seiten des Sudetenkammes, stießen die deutschen Siedler nach Südosten vor, sondern wir können gerade auch im südlichen Oberschlesien einen Siedlerstrom aus Süddeutschland feststellen, der über Österreich die Donau aufwärts zog. Es liegt, wie Josef Nadler in seinem eben erwähnten Buche bemerkt, eine ungeheure Tragik darin, daß der mitteldeutsche Siedlerstrom



Fränkisches Gehöft in Pilsch, Kreis Leobschütz

mit dem von Süddeutschland kommenden sich nicht mit der ganzen Stoßkraft verbinden konnte. Die Stoßkraft des süddeutschen Siedlerstromes erlahmte an der Mündung der March, an deren Quellen die mitteldeutschen Siedler standen. Zwei Tagereisen nur trennten sie, und diese beiden Tagereise sind in der Geschichte leider niemals zu Ende marschiert worden, Sonst wäre die völlige Einkreisung des böhmischen Kessels gelungen und die Geschichte der Sudetenländer und Ostdeutschlands hätte wahrscheinlich einen ganz anderen Verlauf genommen.

Dort aber, wo das deutsche Volkstum seine volle Stoß- und Spannkraft behielt, ging alles, was noch slawisch war in Schlesien, wie nach einem schicksalhaften Naturgesetz ohne weiteres in dem sich bildenden Neustamm der Schlesier auf, ebenso alles Blut, das etwa noch von der alten Germanenzeit her die Völkervan-

derung und die slawische Zeit überdauert hatte. Gerade in dieser glücklichen Mischung ergibt sich hier in Schlesien — wie im deutschen Osten überhaupt — eine ganz neue Offenbarung der deutschen Art, nach Rasse und Leistung den deutschen Altstämmen zwischen Rhein und Elbe durchaus ebenbürtig.

Gewiß brachten insbesondere die Überflutungen der Hussitenjahre und des 30jährigen Krieges Rückschläge. Gewiß haben sich, was das rein Sprachliche anbelangt, in bestimmten Gebieten an der Grenze fremdsprachliche Einflüsse bis heute erhalten. Aber das Sprachliche ist gerade hier in Oberschlesien letzten Endes nicht ausschlaggebend. Das sogenannte Wasserpolnische, das auch von den „Slonsaken“ im Teschener Gebiet gesprochen wird, unterscheidet sich wesentlich vom Hochpolnischen und ist weitgehend vom Deutschen beeinflusst. Nach Blut und Geschichte, nach Leistung und Gefinnung

sind auch diese zweisprachigen Oberschlesier vollgültige und ebenbürtige Mitglieder der schlesischen und der deutschen Volks- und Schicksalsgemeinschaft. In Oberschlesien ist im Laufe der Jahrhunderte sehr viel Deutschtum verschüttet und zugedeckt worden, mehr, als unsere Schulweisheit es sich träumen läßt. In Oberschlesien ist im übrigen ein starkes und besonders tatkräftiges deutsches Volkstum am Werke. Es ist dasselbe Volkstum wie in Niederschlesien, nur mit dem Unterschied, daß im Breslauer Schlesien die Stammesbildung abgeschlossen ist, während sie sich in einigen Teilen Oberschlesiens noch in Fluß befindet. Wie die Entwicklung in den abgetretenen Gebieten weitergehen wird, das ist unstreitig eine ganz andere Frage, die hier zu beantworten schwer und müßig wäre.

Seine größte Feuerprobe bestand das oberschlesische Deutschtum im Abstimmungskampfe nach dem Weltkriege, und es ist bezeichnend, daß über 40 % der deutschen Stimmen von den sogenannten „zweisprachigen Oberschlesiern“ abgegeben wurden, obwohl Deutschland damals tief im Kurse stand und gegenüber den Verlockungen der andern Seite nicht allzuviel zu bieten in der Lage war. Zu allen Zeiten herrschte eben auch in den Randgebieten das deutsche Blut und der deutsche Kultureinfluß vor, der beispielsweise durch das Werk des Alten Fritz eine neue Stärkung erfuhr. Beste deutsche Art ist in den ehemaligen Fürstentümern Jägerndorf und Troppau zu Hause, deren 100 prozentiges Deutschtum unbestritten ist, ebenso in Ostschlesien, im



Holzkirche Radoschau, Kreis Cosel

Teschener Gebiet, wo heute tschechisches und polnisches Volkstum leidenschaftlich aufeinanderstoßen.

Wie stark das deutsche Volkstum in Oberschlesien ist, das künden die Dorf- und Stadtanlagen, die „fränkischen“ Gehöfte und ihre „fränkischen“ Hofställe, die typisch deutschen Speicherbauten, Leimes oder Lehmfel genannt, die Bildstöcke, die Holz- und Steinkreuze ebenso wie die altherwürdigen großen Bauten, auf die Oberschlesien mit Recht stolz ist.

Nur ein schaffensfrohes Bürgertum konnte jene kirchlichen und weltlichen Bauwerke der Gotik und des Barock gestalten, die noch heute unsere Bewunderung erregen. Alle diese Bauwerke sind vom deutschen Mutterlande beeinflusst worden. So kam die Gotik vom Westen zu uns, um dann weiter zu wirken bis tief nach Polen hinein in das damals deutsche Krakau und weit darüber hinaus. Die gewaltige Jakobskirche in Reize läßt Verbindungen mit Süddeutschland erkennen. Der oberschlesische Barock hat seine Wiege in Österreich, in Böhmen, Wien und Prag gaben ihm das Gepräge. Troppau wird mit Recht mit Wien verglichen und weit im Umkreis



Schloß Johannisberg
Altwatergebirge (TschechoSlowakei)

erinnert die kulturelle Haltung an die engen Verbindungen dieses wurzelkräftigen Volkstums mit der Donaustadt. Die Kunstformen in Oberschlesien sind zwar auch getragen von landschaftlich gebundenen Triebkräften, sie klingen aber immer wieder mit der mittel- und süddeutschen Art zusammen, weil eben der Neustamm der Schlesier die Blutsverwandtschaft mit den deutschen Altstämmen niemals verleugnen kann. Man denke weiterhin an die deutsche Prägung unserer festen Burgen und prächtigen Schlösser und an die deutschen Gutshöfe. Von den alten Burgen Oberschlesiens ist neben Ottmachau, der alten Kastellanei, die sich zeitweise im Besitz Wilhelm von Humboldts befand, die Burg von Tost a. n. meistent bekannt, einst eine gewaltige Schutz- und Trutzburg an der alten Handelsstraße Breslau-Krakau. Oder man denke an die alten oberschlesischen Industriebauten, die um 1800 einen besonderen und neuen, rein deutschen Typ darstellen, der sich von Oberschlesien weithin, auch nach dem deutschen Westen verbreitete.

Etwas ganz eigenartiges sind die lieb-reizenden und heute noch zahlreichen Holzkirchen Oberschlesiens. Der Holzreichtum des Landes hat den Schrot-holzbau begünstigt. Der Zusammenklang mit der Landschaft und die schlichte Zweck-mäßigkeit der Holzkirchen geben beste künstlerische Stimmungen und fesseln das Gemüt. Germanische Rinder im slawischen Gewande hat man diese Holzkirchen genannt und sie geschildert als ein Denk-mal altgermanischer Baukunst. Sie sind ein Musterbeispiel dafür, wie im Grenz-land Oberschlesien zwar deutsche Art mit slawischen Elementen sich mischte, wie aber auch hier das deutsche Gesicht durch alle Zeiten gewahrt blieb, ähnlich, wie auch die Märchen und die Sagen in der oberschlesischen Mundart durchaus im deutschen Kulturkreis wurzeln. Überall raunt und flüstert es von Sagen und Märchen im Rauschen der oberschlesischen Wälder ebenso wie im Bauernlande oder im Industriegebiet. Bauer und Kumpel haben sich eine ganz innige Naturverbundenheit und ein überaus reiches Brauchtum bewahrt, das den

Jahreslauf begleitet und feste Bande zum übrigen Deutschland knüpft. Wenn bei Frühlingsanfang die „Marczanna“ durchs Dorf getragen und an der Grenze der Dorfgemarkung zerrissen, verbrannt oder in den Fluß geworfen wird, wenn die Kinder mit dem „Goik“ durchs Dorf gehen, mit dem geschmückten Bäumchen, so ist das nichts anderes als das deutsche Todausstreiben und das Sommer-singen. Nach Deutschland weisen das „Osterreiten“, das „Kreuzelstecken“ auf den Feldern, die Andreas- und Ernteb-räuche und die Barbara-Verehrung, die wahrscheinlich über Osterreich zu uns gekommen ist. Auch Oberschlesiens Trachten sind deutsche Trachten.

Ein gesundes und kräftiges Volkstum bringt aber auch schöpferische Hochleistungen hervor, so auf dem Gebiete der Kunst. Die oberschlesische Kunstleistung sagt uns nun auch ganz eindringlich, wohin Oberschlesien gehört. Mit gutem Gewissen kann man Oberschlesien als eine Wiege deutscher Kunst bezeichnen, als eine Landschaft, die von Binnendeutschland nicht nur Kulturgüter übernommen hat, sondern eigenes Kulturschaffen, eigene künstlerische Leistungen aus Blut und Boden zu Nutz und Frommen des ganzen deutschen Volkes vorweisen kann. Es ist kein Zufall, daß Franz Schubert bluts-mäßig im Altvater-Oberschlesien wurzelt und daß kein Geringerer wie Josef von Eichendorff, der Dichter deutschen Waldes und deutschen Wanderns im oberschlesischen Walde ge-

boren wurde. Auch die Betrachtung des heutigen künstlerischen Schaffens in Oberschlesien ergibt ein überraschend freundliches und vielversprechendes Bild. Ob wir an die bildenden Künstler denken, an die oberschlesischen Tondichter oder an Oberschlesiens Schriftsteller, immer wieder können wir einen kräftigen und vielfältigen deutschen Aufbruch feststellen, getragen von Heimatliebe, von Treue zu Land und Leuten und von dem Bekenntnis dieser Landschaft zum großen Vaterland, das Eichendorff symbolhaft prägte: „Grüß Dich, Deutschland, aus Herzensgrund!“

In politischer Hinsicht ist die ehemalige oberschlesische Einheit zer schlagen worden. Bereits 1742 trennte eine willkürliche Grenze Südoberschlesien vom Kerngebiet und schuf auch hier den unglückseligen Gegensatz zwischen österreichisch- und preußisch-deutsch. Das Genfer Diktat zog nach dem Weltkriege jene uns allen all-zusehr bekannte Grenze durch das einheitliche oberschlesische Wirtschaftsgebiet und sein einheitliches Volkstum. Es ist ganz natürlich, daß hier im Südosten, wo drei völkische Energien, die deutsche, die polnische und die tschechische, aufeinanderstoßen, auch weiterhin Spannungen bleiben werden. Hoffen wir, daß trotzdem die Sehnsucht der Völker nach Frieden und Ausgleich auch in der oberschlesischen Ecke zu einem friedlichen Zusammenwirken führt, daß Oberschlesien sich in der Zukunft wieder als Brückenland — auch zu den Nachbarn — bewähren kann.

Eichendorff und die Marienburg

Allzu lange ist die deutsche Romantik als Teilerscheinung einer abstrakten internationalen „Zeit“-Strömung verstanden und dargestellt worden. Heute können wir in ihr nichts anderes sehen, als den Durchbruch des Willens, zu den Quellen des eigenen Lebens zu gelangen. Allzu lange ist uns Eichendorff als typischer Vertreter einer solchen Zeitströmung oder „Stilepoche“, als der Nur-Romantiker präsentiert worden. Für uns sind die Bindungen und Einflüsse seiner Zeit nur das Unwesentliche der äußeren, weil zeitbedingten Form, in der sich sein Wesentliches, nämlich die Deutschtum kundmachen mußte.

Eichendorff, der Romantiker, lebte nicht der Kunst allein, der Kunst-an-sich, das Leben und der Alltag seines Volkes und dessen politisches Streben waren in seinem Leben und seinem Werk untrennbar eins mit dem Dienst an der Schönheit und an der Kunst.

Wenn wir darum Eichendorff im 150. Jahr seiner Geburt gedenken, so geschieht das nicht aus dem äußeren Anlaß, daß seine Wiege in Oberschlesien gestanden hat, sondern weil er ebenso dieser schlesischen Heimat, ihren Wäldern und Bergen in seiner Dichtung innig verbunden geblieben ist, wie er sein Leben und Wirken in den Dienst des ganzen Ostens stellte, dessen Aufgaben ihm und seinen Zeitgenossen eben noch lebendiges Bewußtseinsgut waren.

Fast jeder Deutsche kennt Eichendorffs schönes Danzig-Lied „Dunkle Giebel, hohe Fenster . . .“, vielen ist es bekannt, daß sein „Aus dem Leben eines Taugenichts“ auf dem Sommersitz Silberhammer vor den Toren Danzigs entstanden ist. Nicht allzu viele von den jungen Deutschen aber, denen auf einer Fahrt in den Osten der stolze Anblick der Marienburger Ordensburg zum unvergeßlichen Erlebnis wird, werden wissen, daß es ein Verdienst des „Romantikers“ Eichendorff gewesen ist, wenn das Wissen um die nationale Bedeutung dieses steinernen Zeugen deutscher Kultur im Osten frühzeitig Allgemeingut geworden ist. Im Auftrage des um die Provinz Ost-

preußen hochverdienten Oberpräsidenten Theodor von Schön, der die Wiederherstellung der zerfallenen Burg veranlaßte und durchführte, verfaßte Eichendorff eine Schrift „Die Wiederherstellung des Schlosses der deutschen Ordensritter zu Marienburg“.

Einen Wendepunkt, „gleich folgenreich für den Orden, wie für Preußen und den Norden überhaupt“, nennt Eichendorff den Entschluß des Hochmeisters Feuchtwangen, seinen Sitz im Jahre 1309 aus dem „entlegenen, ungastlich-argwöhnischen Benedig“ nach Preußen zu verlegen. „Für den Orden, denn er hatte das alte eingerostete Rüstzeug des Orients, das die verwandelte Zeit antiquiert und unbrauchbar gemacht, im rechten Augenblick zerbrochen und begann, die schlaff-zerspreuten Glieder noch einmal in ein geschlossenes Ganzes zusammenfassend, als ein Mann in blanker Rüstung jugendlich ein neues Tagewerk. Für Preußen, denn die abgelegene unbeachtete Provinz tauchte nun, wie auf einen Zauber Schlag, als ein den anderen Reichen ebenbürtiger Staat in der Weltgeschichte auf. Für den ganzen Norden aber, weil der junge Staat nicht umhin konnte, deutsch wie er war, die Wurzeln deutscher Bindung und Gesittung weit über seine Grenzen hinaus zu verbreiten und Livland, Estland und selbst einen Teil Polens Deutschland geistig zu verbinden.“

Und zu der Vollendung der Wiederherstellung durch den zum Burggrafen von Marienburg ernannten Oberpräsidenten von Schön schrieb Eichendorff am Schluß dieser Schrift:

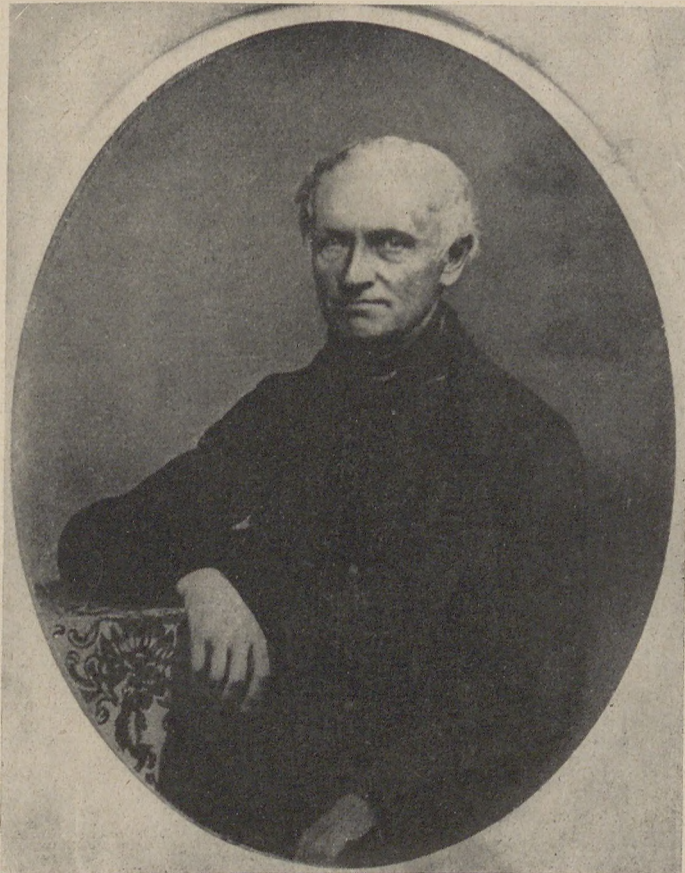
„Das Volk hat in Marienburg nicht nur mitgebaut, sondern sich auch selber daran erbaut Es ist die gesunde, kräftige und in ihrer Einfachheit allen klare Schönheit der Formen, in welche das Volk unbewußt und zu innerem Frommen sich allmählich hineinlebt, wie ja überall jene Geschlechter die schönsten und kunstsinigsten sind, die in großer Gebirgsnatur oder auf ihren mit Kunststeinen geschmückten Plätzen tüglich mit

den Göttern verkehren. Es ist endlich der deutsche Sinn und Geist, der wie ein frischer Waldhauch durch diese Säle weht und die auf die Vorhut gestellten Preußen mit ihren Stammesgenossen im Westen fortdauernd verbrüderet . . .“

Der erste Anstoß zu der Wiederherstellung des Ordenschlosses, für dessen völkische Bedeutung Eichendorff diese schönen Worte gefunden hat, dürfte von den Zeichnungen ausgegangen sein, die Ferdinand Gilly, der geniale Baumeister des klassischen Preußen-Stils und Lehrmeister Schinkels, auf einer Ostlandfahrt im Jahre 1794 von der noch unrestaurierten Marienburg angefertigt hat. Diese Zeichnungen, die wir nach den Originalen der Fried'schen Aquatinta-Blätter auf den Kunstdruckbeilagen dieses Heftes wiedergegeben haben, sind uns ein weiterer Beweis dafür, daß weder Klassizismus noch Romantik vom Volke losgelöste, in-sich-bestehende, abstrakte Er-

scheinungen sind, sondern Formen eines ewig gleichen Suchens nach dem eigenen Wesen. Die edel getreue und doch zugleich unmittelbares Erleben verrärende Art, in der Gilly die architektonischen Wunder der Marienburg auf diesen Blättern festgehalten hat, „die Schönheit der Verhältnisse, die Kühnheit der Gewölbe in den Remtern, die Originalität und Konsequenz der Fassaden am Hauptgebäude des Mittelschlosses“, die man nach den Worten Schinkels anderswo überall vergeblich suche, ist das gleiche Bekenntnis zu der stolzesten völkischen Tat deutscher Geschichte, wie es Eichendorff in seinen dichterischen Worten über die Marienburg abgelegt hat.

Nicht weil sie „Östliches“ dem Volke erschlossen haben, sondern weil sie auf der Suche nach dem eigenen deutschen Wesen dessen natürliche Aufgabe im Osten zum Teil ihres Wirkens machten, gilt ihnen unser dankbares Gedenken. R.H.F.



Eichendorff (Altersbild)



Die Schlacht im Osten

Eine Geschichte von Wolter von Plettenberg, Deutschmeister zu Livland,
und Zar Iwan, Gossudar von Moskau

Von Hans Friedrich Blunck

Wer kann gegen Gott und Nowgorod?
Ich, Iwan Wassiljewitsch, Gossudar zu
Moskau!

Es geht wie ein Erschrecken über die
Welt. Wer sprach da, wer?

Ich, Iwan, der Sohn Wassilij's des
Geblendeten!

War es die Stimme des großen Ab-
trünnigen? Kam sie nicht aus jenem un-
ergründlichen Osten, in dem die Mon-
golenstürme sich erhoben, aus dem die
Tataren wüthend und mordend über die
Welt ritten?

Ein Schatten flog über die Erde. Stark
war das Gottesreich der Deutschen und
war die Mitte der Länder des Christen-
tums. Stark war die Hanse in Brügge,
in London, in Bergen, in dem mächtigen
Nowgorod, und ihre Handelsleute zogen
weit in die Ebenen des Ostens. Dort,
so sagten sie, sei Land schier ohne Ende,
zerfiele in Fürstentümer ohne Zahl, und
über alle herrsche der Tatar.

Nowgorod aber war frei, es hatte Ge-
walt bis tief nach Sibirien hinein und
lag schützend vor den Reichen der Deut-
schen, Polen, Litauer und Livländer.

Wer kann gegen Gott und Nowgorod?

Ich, Iwan, der Sohn des Geblendeten!

Und Iwan Wassiljewitsch aus dem Ge-
schlecht Rurik stand auf aus dem Dunkel
und nannte sich Gossudar, das heißt Fürst
über die Welt des Ostens. Er tötete
seine Brüder und Verwandten, er unter-
jochte die Reiche des mittleren Rußlands
und einigte sie. Die Tataren der „Gol-
denen Horde“ schüttelte er aus dem Land,
die Ritter Polens und Litauens schlug
er aus dem Feld. Als der Griechenkaiser
die Thürme und Mauern seiner Stadt vor

den Türken einsinken sah, ließ er den
Herrscher Mosklaus zum Erben des By-
zantinischen Reiches ausrufen und gab
ihm die Letzte seines Geschlechts, gab ihm
Sofia zum Weib. Da nahm Iwan den
Doppeladler in sein Wappen auf und er-
klärte sich zum Zaren, zum Herrn aller
Gebiete der Christenheit des Ostens. —

Wer kann gegen Gott und Nowgorod?

„Ich!“ lachte der Zar und rückte mit
einem Heer ohne Zahl vor die Stadt, die
als die reichste der Welt gegolten. Nun
begruben die Geschlechter und die sich
zankenden Fürstinnen rasch ihren Zwist
untereinander, verbündeten sich mit der
deutschen Hanse und meinten, die alte
Erde würde brennen, wenn Nowgorod
unterläge. Aber als sie von dem Grauen
erfuhren, das Zwans Heer auf seinem
Weg bereitete, verließ die Bürger der
Mut; ohne Widerstand ergab sich Now-
gorod dem entsetzlichen Herrn des Ostens.

Unermesslicher Raub fiel dem Zaren in
die Hände, dazu ein Land bis zu den
Flüssen Ob und Jenissei.

Wohl besannen sich jetzt Volk und Ge-
schlechter Nowgorods und erhoben sich
ein um das andere Mal, aber nur der
Henker gewann daran. Und der Zar
schleppte die Edelsten der Kaufmannschaft
nach Moskau, um seine neue Hauptstadt
zu füllen. Schon spähte er aus, wie weit
es bis zum Meer wäre, nach dem er
trachtete, auf dem die Schiffe Rußlands
gegen Schweden, gegen Dänemark und
England und im Süden gegen die Türken
fahren sollten.

Nur ein kleines Land lag noch da-
zwischen; Livland hieß es und gehörte
einigen tausend kühnen Männern, ge-

hörte den Deutschrittern. Wolter von Plettenberg war ihr Meister. —

Wer kann gegen Gott und Nowgorod?

„Ich, Iwan der Furchtbare, hab Nowgorod gebrochen! Und ich will Herr sein über alles Land, das einst Kurik gehörte.“

Wie weit reichte Kuriks, der Ruffen Land? Weit über Nowgorod hinaus. Vielleicht bis an die Grenzen der Bayern oder bis an die Elbe? — Auch Ungarn, Polen und Litauen waren einst botmäßig und sollen es wieder werden! Livland? „Ein Büschel Gras am Rand meiner Weide!“ —

Livland war ein kleines Reich, in dem vier Stände der Deutschen, Adel und Erzbischöfliche, Städte und Deutschorden, um die Burgen rangen, in dem ein Jahreshing streitender Landesherrn die Geschiede bestimmte, in dem erst jetzt, vom Schicksal gesandt, ein großer Ordensmeister, Wolter von Plettenberg, die Macht der Einzelnen überwunden und in sich vereinigt hatte. Ein kleines Land, aber das einzige, das gegen das ungeheure Rußland Widerstand wagte, ein Land unter einem Herrscher, dessen Schwert blank war, der in einem von Türken- und Bürgerkriegen daniederliegenden Europa stark genug war, den Kampf anzunehmen.

Da aber der Deutschmeister sich schon zu dem entscheidenden Streit zwischen Westen und Osten rüstete, schritt, von unbekanntem Mächten gefandt — vielleicht war es Gott selbst —, die schöne und edle Maria Godenboge über seinen Weg. Von ihr will ich erzählen und von ihrer Liebe und von der Wolter von Plettenbergs.

Die Thür der kleinen livländischen Land-schenke sprang auf, kalter Regen segte von der Straße in die Gaststube. Die drei Männer am Ofen blickten fordernd auf die Wirtin, dann auf den fremden Schreiber. Aber der war wohl zu ängstlich aufzustehen, er saß wie ein verflogener Vogel in seinem Winkel. Einer fuhr ihn an: „Dreckler, sollen wir erfrieren?“ Weil der Angeredete indes kein livländisch Wort verstand, erhob sich der Schreiber selbst und wollte die Thür zuschlagen;

das offene Feuer flackerte und schwelte gefährlich.

Mitten in der Bewegung hielt er an und dienernte nach draußen; über sein Gesicht zog ein breites Grinsen. Dann trat Maria Godenboge ein; Barbara Löwden und die junge May folgten ihr, — drei Frauen, wie mitten im Frieden. Es war so sonderbar, daß die Männer mißtrauisch den Hals reckten, um nach dem begleitenden Beritt auszuschauen. Aber nur ein alter Kutscher und ein Diener luden Gepäck von einem Reisewagen ab.

Maria Godenboge hatte die deckenden Knechte gestern an der russischen Grenze zurückgelassen, in Livland fühlte sie sich sicher. Sie prüfte das kleine Schankzimmer, winkte der Wirtin, den einzigen Tisch frei zu räumen, und begann sich schüttelnd aus den dicken Reifekleidern zu schälen.

„Num“, sagte sie währenddes, „wie weit ist es noch bis zur Burg Wenden? Sind die Herren Gebietiger des Ordens schon im Krieg? Ach, oder harren sie wie die zu Naugard auf die Schwerter der Erzengel?“ Niemand antwortete, aber die Flüchtlinge erwarteten wohl auch keine Antwort. —

Der Hansehof in Nowgorod war geschlossen; Herr Deert Godenboge, Aldermann der Hanzen, hatte im Gefängnis sterben müssen. Sein Weib Maria hatte ihn begraben, sie hatte noch ein Jahr lang sein Grab und die Gräber ihrer Söhne gepflegt und war aufgebrochen, um zu ihrem Vater in die livländische Heimat zurückzukehren. Das Freifräulein Löwden hatte sich ihr angeschlossen; sie floh, ob schon sie Erbe und Gut in Rußland hatte, zu Freundinnen in dem sicheren Riga.

Die dritte der Reisenden, das Mädchen May, war von Kind auf in Frau Marias Dienst und ihr unentbehrlich. Wie hätte man ohne May jetzt der dickbäuchigen Wirtin erklären sollen, daß man sich zur Nacht einrichten wollte? Oder daß man wissen wollte, wer der Rauz in der Bank-ecke war, der die Frauen wie ein Narr anstarrte. Und auch — Maria Godenboges Blick fiel erst jetzt auf die wilden Gesichter der Männer am Ofen jenseits der Thür. Das Wort wollte ihr nicht recht

über die Lippen. — Aber es war doch gut, wieder in Livland zu sein! Ihr Lächeln wurde milde, und ihre Augen füllten sich. Sie hätte die Wirtin in die Arme schließen oder ein weiches und dankbares Gebet sagen mögen. Während sie danach suchte, stand plötzlich der hagere Bursch am Tisch auf und verneigte sich tief. „Schön seid ihr, fremde Frau“, seufzte er, „und kommt wie ein Wunder zu uns!“

May lachte derb und Barbara Löwden kicherte. Frau Maria sah den Gesellen mit offenem Mund an. Sie wollte ihn zurechtweisen und möchte ihm doch nicht wehe tun. „Wie die Heilige Jungfrau seid ihr“, redete der Narr noch einmal, „gewiß schickt sie euch in der Not zu mir. Heißt ihr Maria?“

Jetzt kam der Zorn über Frau Godenboge. Trunken war der Bursch, sicherlich war er betrunken? Einer reisenden Frau solchen Unsinn zu sagen! Während sie sich mit den anderen am Tisch niederließ, fragte sie scharf: „Wer bist du?“ Und als wollte sie ihn schon zur Verantwortung ziehen: „Kennt man dich in Land?“

Der Mann nickte. „Und ob man mich kennt!“ Er begann zu zittern. „Die Menschen sind so gastfrei hier, und wo jemand aus Deutschland einkehrt, heißt es: Trinke erst, Freund, und erzähle und bleib bei uns! Und dann heißt es: Meinen Nachbar mußt du noch besuchen, er wartet auf dich. — Ich bin nämlich Zinngießer und ein Ratschreiber zugleich. Aber jetzt fahren wir alle zur Hölle, wenn ihr kein Wunder tut!“

„Wieso will er zur Hölle fahren?“ Frau Maria vergaß, den Mann zurechtzuweisen; auch ihr wurde unbehaglich vor Blicken aus dem Dunkel; es war, als höb sich eine Gefahr näher und näher.

„Ein Wunder ist's, daß ihr bis hierher gelangt seid“, begann der andere wieder und ließ die Stimme sinken. „Weiß die Gräfin nicht, daß Tataren und Russen ins Land einfielen und daß ihre Boten den Liven erzählen, die Deutschen würden totgeschlagen bis auf den letzten Mann? Wer morde, habe die Beute!“

„Was redest du?“ Erst jetzt wurde Frau Maria das Schweigen der Wirtin unheimlich. Barbara Löwden war aufgesprungen, um zur Tür zu flüchten, und

blieb erschrocken stehen, weil sich die Fremden am Feuer drohend erhoben. Sie wandte sich an die Wirtin, ob hier nicht der Krug „Stowedder“ des Deutschen Ordens sei, wo die Pferde gewechselt würden.

Die Alte begann zu zittern und in gebrochenem Deutsch zu stottern. Gewiß sei's der Krug „Stowedder“. Aber in der letzten Nacht seien Männer gekommen und hätten alle Tiere fortgeführt.

„So ist es“, flüsterte der Zinngießer und leerte sein Glas Schnaps. „Und die Teufel da drüben gehören zu ihnen, wir sitzen alle am Tod.“

„Was sagst du? Wir alle sitzen am Tod?“ seufzte Frau Godenboge. Sie warf einen hilflosen Blick auf die Gäste am Feuer jenseits der Tür. Daß sie ihnen nicht in die Hände fallen durfte, war ihr deutlich. „Wehr dich für uns, zieh blank!“ fuhr sie den Handwerksburschen an, sah im gleichen Augenblick das Sinnlose ein, wollte den Kutscher oder Diener rufen und merkte an den Gebärden der Fremden, daß sie niemand nach draußen lassen würden.

Die vier Menschen starrten einander an; die Gesichter der Mädchen waren blaß und verstört. Maria raffte sich auf. Sie dachte nach — hundert Möglichkeiten flogen ihr durch den Kopf. „Schick einen Boten zu den Ordensleuten!“ flehte May die Wirtin an. Aber die Frau schien nicht zu hören und bediente die murrenden Fremden. „Sie reden davon, daß sie auf ihren Anführer warten“, sorgte sich May.

Dann kam die Wirtin und fragte, was man zum Nachtmahl wünsche. „Sie hätte keinen Schinken, nur noch Neumaugen“, übersehte das Mädchen und mußte lächeln, daß man gleichmütig tat, als sei man noch auf der Fahrt nach Wenden. „Und der Essig wäre gut und auch das Öl, wir sollten es nur mit Brot und Fisch versuchen.“ Maria nickte, um die Fragerin loszuwerden. „Was wird geschehen?“ flüsterte sie.

„Es wird nichts geschehen, ehe es nicht dunkel ist“, sagte der Zinngießer ergeben und zündete einen Kerzenstumpf an, den er auf den Tisch stellte. „Wir wollen sehen, wie weit wir unsere Zeit verlängern können.“



Schloß - Kirche

Schloß Marienburg in Preußen

„Nach seinen vorzüglichen äußeren und inneren Ansichten dargestellt“
Herausgegeben von F. Frid. Berlin 1799.

Er blickte auf und wunderte sich, daß Frau Maria so wenig Furcht erkennen ließ, ihr Mut ermunterte ihn. Er sah, daß sie einen kleinen Dolch, den sie im Gürtel trug, gelodert hatte, er sah, wie sie die Mädchen näher zu sich zog und den klappernden Holztisch um einiges von der Bank rückte, als brauche sie Raum, sich zu wehren. Da bekam auch er etwas von dem Vertrauen, das von der Fremden ausging. Er lächelte herausfordernd zu denen am Ofenfeuer hinüber und straffte den Rücken, bereit, sich zu verteidigen.

„Uns ist der Tag noch nicht bestimmt“, sagte Frau Maria zu den Mädchen.

„Ihr müßt es wissen“, nickte der Bursch in einer bedrückten Gläubigkeit und schob den Hut mit der Hahnenfeder zurück. „Aber ich gelobe euch, zu den Dominikanern zu gehen oder sonstwie ein gottesfürchtiges Leben zu führen, wenn ich dies Haus heilen Leibs verlasse.“

Das Wetter wurde dämmerig. Der Regen trommelte auf die bretterne Hauswand, die Kerze auf dem Tisch flackerte und wurde kleiner. Warum man kein Licht mache, fragte Maria.

Es sei kein Kienholz mehr da, stammelte die dicke Frau und schwihte vor Furcht. Sie flüsterte von der Tonbank herüber; neue Männer, wilde Gesichter, kamen zur Thür herein und stellten sich ohn: Gruß zu den andern.

Barbara schützte das Licht mit ihren Händen vor einem flatternden Falter. Sie hatte das Gefühl, daß es mit ihnen allen aus sein würde, wenn der Stumpf zu Ende gebrannt war. Dann brachte die Wirtin Fisch und Brot; schweigend machten die Frauen sich ans Mahl, als sei man in Frieden beieinander und nicht der Tod vor der Thür. Der Wind wurde heftiger, der Geruch von regennassen Gräsern und fauligem Torfsschlamm drang durch die hölzernen Wände.

„Daß ihr so mitten ins Unglück fuhr!“ begann der Zinngießer wieder — Burcharth Waldis nannte er sich.

Frau Marias Wangen wurden dunkler, jetzt kam doch etwas wie Fürchten in ihr hoch. Ihre Gedanken eilten zurück, rasch, wie es im Traum geschieht. Sie war in ihrer Jugendzeit, als suchte sie

Stunden des Glücks, Gott dafür Dank zu sagen.

Hohe Herren waren auf Aldesloe zu Gast, viel Sonnenschein lag über den sommerlichen Wäldern ihrer Heimat. Alle Menschen waren voll sicheren Glücks, Vater, Bruder und Schwester, und die Ritter vom Deutschorden und die rigaischen Kaufleute, deren schwere Wagen ein und aus zogen, waren Freunde der Thren.

Fromm ging das Leben und nach Gottes Rat. Ihr Vater Bondembröle ritt zuweilen auf Fehde, der deutsche Erzbischof stritt sich mit dem Deutschordensmeister. Das war schon viele Jahrhunderte so; der eine der Herren hielt zum Papst und der andere zum Kaiser. Man schalt, aber es war nicht zu ändern. Dann heiratete ihre Schwester einen jungen Adeligen, Wolter von Plettenberg, den sie, Maria, selbst heimlich liebgehabt hatte. Ach, und die Schwester starb zu früh für ihren Mann und ihren Knaben, und der Hof wurde sehr einsam, weil der Witwer in den Orden eintrat. Deert Godenboge aus Nowgorod blieb eines Tages als kranker Reisender auf dem Gut und warb um Bondembröles andere Tochter. Aber daß er um sie warb, der Kaufmann aus Nowgorod, und daß sie, Maria, sich ihm versprach, war gegen die Sitte; es wurde fast eine Flucht, als sie mit Godenboge nach dem Osten zog. Vielleicht fürchtete sie auch, den wiederzusehen, der an ihr vorbeigeschritten und unter die Fahne der Deutschritter getreten war.

Nowgorod war groß und weit und war eine gewaltige und reiche Stadt. Viele Bilder breiter Schiffe und ritterlicher Bojaren flogen vorüber, die hohen Thürme, der Hafen mit den Masten, der Fluß Wolchow, der Ilnensee. — Wie doch das Lichtlein flackerte! Frau Maria hielt schützend die Hand davor. Könnte man das rinnende Wachs dem Docht wiedergeben! Ach, fände sie nur das erste Wort eines Gebets! —

Dann kam der große Sturz. Zar Iwan wurde Herr der Stadt Nowgorod, die Dänen und Deutsche gebaut hatten; Seuchen und Krankheiten fielen über die Menschen. Lange pflegte Frau Maria

ihre Kinder, bis der Tod sie ihr nahm; lange hütete sie ihr Gut, bis das Volk die Häuser der Hansen plünderte und der Zar die deutschen Kaufleute in Ketten legte. Als ihr Aldermann, Deert Godenboge, starb, wagte der Russe es und schloß das Hansekontor, das ein halbes Jahrtausend den Handel nach dem Osten in der Hand gehabt hatte.

Heim wollte sie! Grauen und Untergang war der Osten. Aber Maria Godenboge war zu lange geblieben. Livland erreichte sie wohl, es war indes, als seien Krieg und Tod rascher gefahren als sie und warteten an ihrem Weg.

Ein drohender Ruf; die Männer verlangten Schnaps. Maria versuchte, im Fladerschein des Ofens die Gesichter zu erkennen, um noch einmal irgendwoher eine Hoffnung zu raffen.

Das Licht war nur noch so hoch wie der Nagel ihres kleinen Fingers. „Dich lassen sie fliehen, May“, mahnte sie leise, „geh doch, du kennst ihre Sprache.“

Aber das Mädchen schüttelte den Kopf, man sah, es hatte seinen Entschluß gefaßt. Auch der Schreiber hatte das Messer gelockert; die Entschlossenheit der Frauen ging auf ihn über. Sie sahen jetzt alle auf die Kerze; es war wie eine lautlose Gewißheit, daß nichts geschah, solange das Licht brannte.

Der Handwerksbursch begann leise zu singen, das tat gut. Eine Kirche erblickte Maria und horchte als Kind an der Tür. Schon wollte sie eintreten, aber das Gras war übernezt von Tau, Bienensüße und duftige Blumen lockten vom Pfarrgarten, und auf der großen Scheune, die sie herüberleuchten sah, hatte ein Storch den Kopf zurückgelegt und klapperte laut.

Barbara Löwden rief nach der Krögerin, die Furcht überwältigte sie. Die Wirtin kam nicht, und die Flamme begann zu flackern; es hatte keinen Sinn zu ruhen oder nachzudenken. Nur daß man noch lebte, daß, solange man lebte, irgend etwas Hilfe bringen konnte, war den Frauen deutlich. Mitunter verlangt Gott ja, daß man Hoffnung hat bis in den Tod. Ja, bis in den Tod, dachte Maria Godenboge und wartete.

In dem Augenblick sah sie, daß die Männer aufhorchten und polternd hoch-

sprangen. Die Hände der Bedrängten zuckten nach ihren Waffen, aber die Plünderer stürzten an ihnen vorbei, setzten über die Tonbank und brachen flüchtend die Tür zum Hinterraum auf. Man hörte die Wirtin aufkreischen, Holz splitterte, der Wind zog pfeisend in den Krug, und auf der Straße gelgte ein Horn.

Fremde Gewappnete traten ein. Verblüfft über die winzige Kerze, über die bedrückten Menschen, fielen sie in Lachen. „He“, schrien sie, „wo ist die Krögerin? Licht, Licht! Habt ihr ein schlecht Gewissen?“

„Ich wußte, daß es noch nicht zu Ende war“, dachte Maria Godenboge. Sie war erstaunt über ihre Ruhe, da doch die Mädchen laut zu weinen begannen.

„Sucht dort“, wies sie, „ob ihr ihnen nachkommt! Räuber —“ Ja, es war das rechte Wort. „Dort sind sie hinaus — eben noch!“ Einige der Knechte gehorchten verblüfft und folgten dem Lärm. Ein anderer fand Kienzeug, zündete eine Fackel an und hieb sie in den Ring.

„Wer seid ihr?“ fragte er.

Ein Ordensritter und drei dienende Brüder traten zu Maria, das war ihr deutlich, während ihr Haupt wie auf wogendem Meer schwankte. Den mit dem schwarzen Kreuz im weißen Mantel sah sie an. „Wollt ihr sie nicht fangen? Dort, dort sind sie hinaus — eben erst, Räuber, Russen!“

„Lauft in keine Falle“, rief der Ritter ins Dunkel den Knechten nach. „Bleibt beisammen!“

„Ganz recht“, dachte Maria wieder. Sie faßte noch nicht, wie sich alles verändert hatte, und begann mit abgerissenen heiseren Worten zu berichten. „Könnt ihr uns nach Wenden bringen“, flehte sie. „Ich bin Maria Godenboge und auf der Reise von Naugard.“

Der Ritter stuzte und musterte sie sonderbar. „Maria Godenboge? Des Aldermanns Weib? So kam ich doppelt zur rechten Zeit! Ich bin Johann, der Bruder des Ordensmeisters, und der Junge dort ist Wolter, sein Sohn, nun wißt ihr, wie's steht!“ Es war, als besänne er sich darauf, daß ein Ordensritter ohne Verwandtschaft ist. „Ich muß wei-

terreiten“, jagte er streng, „die Brüder Hammerstädt und Boismann bringen euch zurück.“

Zwei ältere Männer traten näher. „Ich bin Boismann vom Rhein“, verneigte sich der eine; er war unterseht, dunkel, fast schwärzlich von der Sonne verbrannt. Hammerstädt war größer, ein breitschultriger Riese von verdrossenen Gebärden. Die Frau sah die beiden lange an, noch immer wie abwesend.

Der junge Wolter kümmerte sich nicht um sie. Er half dem Mädchen May, das in ein schluchzendes Lachen verfallen war, von dem es sich nicht erholen konnte. „Sieh mich an!“ Er beugte sich zu May, hob die Hand vor ihre Augen und ließ sie nach rechts und links wandern. Da ging langsam das Kreischen in ein sanftes, stilles Weinen über. Des Reiters Gesicht, das eben noch so klug und hilfreich erschienen war, wurde befangen, er sah sich zornig um, ob jemand zu lachen wagte.

Johann Plettenberg hatte begonnen, Kutscher und Diener zu verhören, die man gebunden im Stall gefunden hatte. Der Ritter hatte nicht viel Ähnlichkeit mit seinem berühmten Bruder, dem Ordensmeister; die kurze fliehende Stirn, ein in sich gefehrtes Lächeln gaben ihm eher einen gutherzigen, fast einfältigen Ausdruck. Mitunter mußte Frau Maria aushelfen und Antwort stehen. „Gott hat es so gefügt“, tröstete Johann Plettenberg. „Nun dankt ihm und seid fröhlich!“

„Bruder“, murrte Hammerstädt. „Diese da können nicht lachen wie wir; sie haben den Russen von nahem gesehen!“ Er wandte sich an Barbara Löwden. „Ihr heißt wie der deutsche Marschall in Zwans Dienst. Seid ihr mit ihm verwandt?“

„Es ist mein Oheim“, sagte sie und hob entschuldigend die Hände.

„Wir sind Narren, daß wir mit einer Handvoll Ritter dem widerstehen wollen, der alle Welt bezwingt!“ Hammerstädt goß sich als erster ein Glas voll aus dem Krug Schnaps, den die Wirtin aufgetragen hatte. „Ihr werdet sehen“, murmelte er, „ihr alle werdet sehen!“

Dann hatte der Ritter Johann sein Verhör beendet. Er grüßte die Frau —

man merkte, daß ihm auf der Zunge lag, ein Wort über ihrer beider Verwandtschaft zu sagen. Aber er empfahl Maria nur, seinen Bruder in Wenden aufzujuchen, und brach mit einem kurzen Gruß auf. Murrend und scheltend sorgten die anderen für Kutscher und Reisewagen. —

Die Nacht war mondhell. Mitunter schob der Sturm ein paar weiße Wolken vor das Gestirn, dann schwenkte der Knecht, der vorn Wagen ritt, eine Laterne überm Kopf hin und her. Meist war die Straße gut einzusehen und zog sich als blasser Streif zwischen den dunklen Gittern der Waldkiefern dahin. Von Zeit zu Zeit lag einer der livischen „Kröge“ am Weg, in dem man die Pferde wechselt und zur Nacht Unterschlupf findet, oder ferner ab rechte sich ein großes Gehöft, das einem deutschen Edelmann gehörte; Hütten livischer Bauern drängten sich schutzsuchend dazwischen. Flach war das Land, nur an der Kimm hob es sich zu Schatten auf, oder ein Fluß riß eine tiefere Rinne durch die Einförmigkeit. Dann polterten Hufe und Räder über hohles Brückenholz, und die Nachtvögel schrien aufgeschreckt und flatterten von Wipfel zu Wipfel.

Hammerstädt ritt neben dem Wagen einher. „Haben die Fremden sich etwas erzählt?“ fragte er ins Fenster.

„Sie erzählten, all dies Land hätte einmal den Russen gehört, und die würden es sich wieder holen“, berichtete May; sie war ein livisches Findelkind und ängstigte sich leicht.

„Ihr müßt es dem Deutschmeister melden, genau so, wie ihr es hörtet“, murrte Hammerstädt.

Die Straße war breit, Boismann ritt auf der anderen Seite des Reisewagens. „Aber meldet ihm auch“, warf er ein, „daß es Wegelagerer waren, die so redeten.“

Maria suchte nach einem verbindenden Wort. „Sagt, Herren, weiß einer, wie's auf meines Vaters Hof steht? — Wo ist der Schreiber?“ fiel ihr plötzlich ein.

„Hockt wie eine Gule hinten auf eurem Wagen“, meldete Boismann, „er trank zu heftig auf unser Kommen!“ Da lachten sie in die Nacht hinein. —

Als sie in den dritten Tag ritten, begann das Land sich freundlicher zu öffnen. Eichwälder und Wiesentäler breiteten sich, das Ordenschloß Wenden hob sich am Morgen aus den Wipfeln. Bald wuchs es höher — wie ein Wunder alter Lieder, oder wie eine Traumburg, die ins Unermessene stieg. Über die kleine Stadt zu ihren Füßen ragten Turm an Turm, Zinne an Zinne. Es war das gewaltigste Werk, das des Ordens Hand je im fernen Osten errichtet hatte; stark wie die Marienburg in Preußen, machtvoller als die Schlösser in der Heimat der Ritter stand es da; Geschlecht um Geschlecht hatte seit Jahrhunderten an der Burg in Livland gebaut.

Wenden war der Sitz des Ordensmeisters der Deutschritter, die sich noch jenseits von Preußen ein starkes und wohlgeordnetes Reich geschaffen hatten. Am Saum des ungeheuren Ruslands lag zwischen Meer und Nowgorod, zwischen der Bernsteinküste und den Sumpfwäldern der Tataren, Polen und Litauern wie ein goldener Schmuck das kleine Livland, Ziel vieler Ritter aus Deutschland, Wiege der Randvölker längs der Ostseeküste.

Riga, Reval und Dorpat waren die Häupter des Landes, deutsche Städte, wie sie damals den ganzen Osten überzogen. Aber die Schilde des Landes waren die Burgen der Deutschritter, und des Meisters beste Wehr war das Schloß Wenden, dessen Türme gleich denen einer Gottesburg und schier größer als Menschenwerk über den Wäldern Livlands wuchsen.

Das Tor öffnete sich, als die Reisenden näher kamen. Es geschah indes nicht um ihretwillen; die Ordensherren trabten gerade zum täglichen Morgenritt ins Land. Der Meister winkte, als er die Fremden sah, sein Zug hielt an. Er sprang aus dem Sattel. „Flüchtlinge? und aus Nowgorod?“ fragte er — es war leicht zu raten an der Bauart der Wagenräder. Wolter von Plettenberg schob Boismann, der melden wollte, zur Seite und trat selbst an den Schlag, groß,

bärtig, mit einem feinen Zug des Mitleids um die Mundwinkel. Als er erkannte, daß es reisende Frauen waren, wollte er sich höflich abwenden. Aber sein weißer Mantel wehte gegen eine Angel und blieb hängen; er versuchte sich zu befreien und öffnete den Wagenschlag. „Ihr kommt mit Geleit? Hat man euch aufgehalten?“ Dann veränderte sich des Meisters Gesicht. „Wer seid ihr, kenn ich euch nicht?“ Seine Stimme wurde weich und erbarmend. „Godenboges Weib — aus Nowgorod?“

Er schlug den lästigen Mantel zurück und reichte Frau Maria die Hand zum Aussteigen. Da verlor sie den stillen Mut, den sie in all den Tagen bewahrt hatte.

„Der Russe“, klagte sie, „hilf doch, Wolter, der Russe kam über uns!“ Sie sank wie ohnmächtig vornüber, er mußte sie auffangen. Ein Narr von Handwerksbursch half ihm. „Es ist die Jungfer Maria“, flüsterte er dem Meister zu, „geht milde mit ihr um.“

„Verwünschter Trunkenbold!“ schalt Boismann und zerrte Burchard Waldis am Kragen.

Aber der schreibende Zinngießer hatte Riesenkraft. „Ich habe gesehen“, stöhnte er, „wie sie die Mörder scheuchte und die Ritter rief. Des Ordens Braut ist zu euch gekommen!“

Jetzt war es wie ein Wirbel, Boismann hatte den Lasterer unter den Fäusten. „Laß ihn, Bruder!“ Die anderen sahen, wie der Deutschmeister die Fremde sanft in den Wagen hob, wie leblos lag ihr Haupt in seinen Händen.

„Bringt sie zu Mittag vor mich“, befahl Plettenberg. „Was hast du zu melden“, wandte er sich an Boismann. „Wo stehen die Russen?“

„Keine Russen. Nur Plünderer und Plänkler. Im Krug „Stowedder“ hatten sie sich breitgemacht und bedrohten die Frauen.“

Plettenberg hörte kaum hin; er sah, wie die beiden Mädchen Maria aufrichteten. Sie öffnete die Augen, schien ihn zu erkennen und war zornig über ihre Schwäche. Da lächelte er.

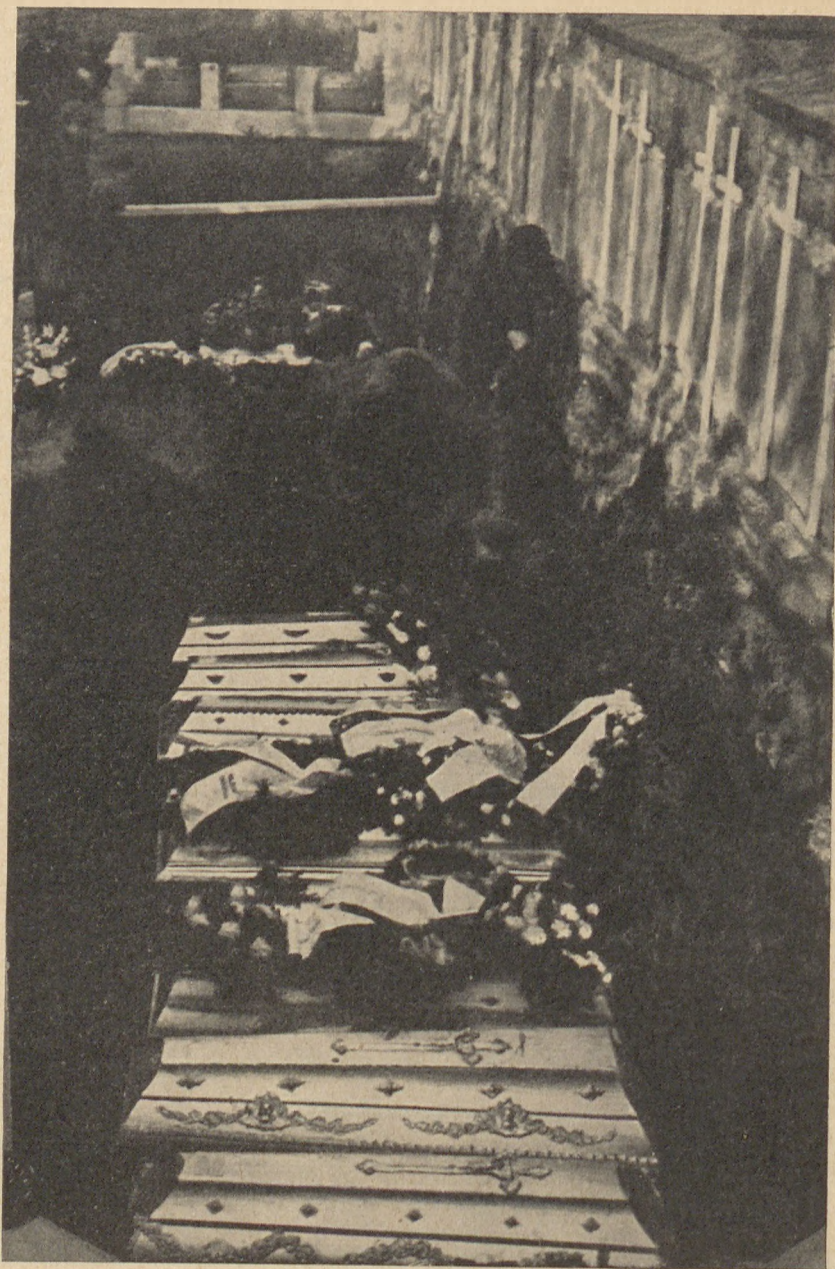
Erstmalige Veröffentlichung aus dem im Oktober 1938 in der Hanseatischen Verlagsanstalt, Hamburg, erscheinenden neuen Roman von Hans Friedrich Blund.

Soldatenliedchen

Ich trage meine Liebe
mit mir mein Lebelang,
und hell klingt meine Liebe
aus rauhem Männersang.
Und dröhnen die Gewehre,
dann ruft mein Herz mir zu:
mein Haus ist meine Ehre,
mein Ackerland und du.

Und reite ich dann ferne
stolz hinter dem Panier, —
es tragen nachts die Sterne
doch einen Gruß zu dir.
Und fall ich unter Schlägen
vielleicht vorm großen Feind,
so ist's nicht nur der Regen,
der für mich Tränen weint.

Auf meinem Grabe ranken
sich Rosen, weiß und rot,
das sind von dir Gedanken,
vom Leben und vom Tod.
Und streift der Wind die Zweige
und summt von dunklem Sinn,
dann bin ich nah und neige
mich grüßend zu dir hin.



Die Toten von Kaaden

Alljährlich gedenken die Sudetendeutschen ihrer Toten vom 4. März 1919. In Kaaden und in Sternberg, in Arnau, Eger, Aussig und Karlsbach und in vielen anderen Städten protestierten friedliche deutsche Menschen gegen die Vergewaltigung ihrer Freiheit und des ihnen feierlich zugesicherten Selbstbestimmungsrechtes. Gewehrsalven waren die Antwort.

Kurt Vorbach

Gewehrsalven auf das Selbstbestimmungsrecht

Zum sudetendeutschen Trauertag am 4. März

4. März 1919. Ein grauer nebeliger Vorfrühlingstag. Von den Bergen stiegen die Mäner ins Tal. Die Bauern auf dem Lande verließen die Höfe und gingen zur Stadt. Hier ruhte die Arbeit. Fabriken und Kaufläden waren geschlossen. Arbeiter, Bauern und Bürger, Männer und Frauen, Jugend und Alter sammelten sich auf den Plätzen der Städte ihrer sudetendeutschen Heimat, die gegen ihren Willen in den tschechoslowakischen Staat einverleibt werden sollte.

Noch einmal gellten ihre Rufe nach Recht an die Mächtigen der Welt, die als Prinzipien für den Frieden nach dem großen Krieg feierlich verkündet hatten:

Völker und Gebiete dürfen nicht von der einen Souveränität an die andere verschenkt werden, als ob sie totes Mobilien oder nur Spiegelfiguren wären.

Nur das Wohl der in Frage kommenden Bevölkerung und nicht die materiellen Interessen irgendeines Staates dürfen dabei berücksichtigt werden.

Alle Regelungen von Territorium und Souveränität, alle wirtschaftlichen Abkommen oder politische Bindungen dürfen nur durchgeführt werden, wenn das Volk, das von ihnen unmittelbar berührt wird, sie freiwillig annimmt.

Vor allem darf nur unparteiische Gerechtigkeit walten. Es darf keinen Unterschied geben zwischen denen, die man



Die Toten von Kaaden

54 Tote und Verwundete, deutsche Männer, Frauen, Greise, Kinder, fielen am 4. März 1919 der zügellosen tschechischen Legionärs-Soldateska zum Opfer.

gern gerecht behandeln möchte, und denjenigen, die man nur ungern gerecht behandelt . . .

Schöne hoffnungsfrohe Worte, die wie vom Strahl der aufgehenden Sonne getroffene Glasfugeln in den Tagen der Hoffnungslosigkeit aufleuchteten. Aber hinter ihnen verbarg sich kein Wille zur Tat. In Versailles war man fleißig am Werk, die 3½ Millionen Sudeten-deutschen und Millionen anderer deutscher Volksgenossen wie „totes Mobiliar“ zu verschachern, sie den Interessen einer deutschfeindlichen Souveränität zu opfern und dieses Unrecht zu kodifizieren. Mitten in das Feilschen und Handeln, Berechnen und Hassen der Friedensdiktatoren erscholl nun noch einmal der Millionenruf der Sudeten-deutschen nach Freiheit und Recht. In diesen Protestschrei einer wehrlosen und verratenen Bevölkerung mischten sich plötzlich die Gewehrsalven und das Knattern der Maschinengewehre einer verlotterten tschechischen Soldateska und der Schmerzensschrei ihrer brutal gemordeten Opfer. Der Ruf nach Gerechtigkeit war mit tödlicher Gewalt beantwortet worden. Am Anfang der tschechischen „Freiheit“ stehen die Grabhügel ihrer Opfer.

In Versailles horchte man einen Augenblick auf. Man las eben ein Interview Sir Edward Greys in einer amerikanischen Zeitung:

„Wir fühlen, daß wir für das gleiche Recht, für Gesetz, für Gerechtigkeit und Frieden, für die Zivilisation in der Welt, gegen die brutale Macht kämpfen . . .“

Mit ironischem Lächeln ging man in der Tagesordnung weiter. Was waren schon die paar hundert Tote nach einem Krieg, in dem Millionen gelieben waren? Es waren außerdem nur deutsche Menschen, die ihren Glauben an die verkündeten Ideale mit dem Leben bezahlten.

Wilson kam später einmal auf die Zwischenfälle des 4. März zu sprechen und meinte zu Clemenceau:

„Gewalt ist immer Mißerfolg. Selbst Cüer Napoleon hat es im Sterbepette eingesehen . . .“

„Das war allerdings ein bißchen zu spät, nicht wahr, Präsident?“ höhnte Clemenceau, und scharf fuhr er fort:

„Aber Ihr eigenes Land beweist, daß Ihre Theorie falsch ist. Denn die Vereinigten Staaten wurden durch Gewalt gegründet und werden durch Gewalt aufrechterhalten . . .“

Teufelischer Hohn leuchtete aus den Augen des Franzosen und seine Mundwinkel zuckten. Wilson schwieg. Er antwortete nicht. Er gab seine Ideale preis, an die Millionen Deutsche geglaubt hatten.

Als Clemenceau wenige Wochen später durch die lichtdurchfluteten Gänge des Versailler Königsschlusses zu jenem Saale schritt, in dem der Diktatfriede unterzeichnet wurde, bemerkte er über dem Eingang zum Saal die etwas seltsame Aufschrift: „Ausgestorbene Rassen der Menschheit“ (früher befand sich nämlich in diesem Saal ein völkerkundliches Museum).

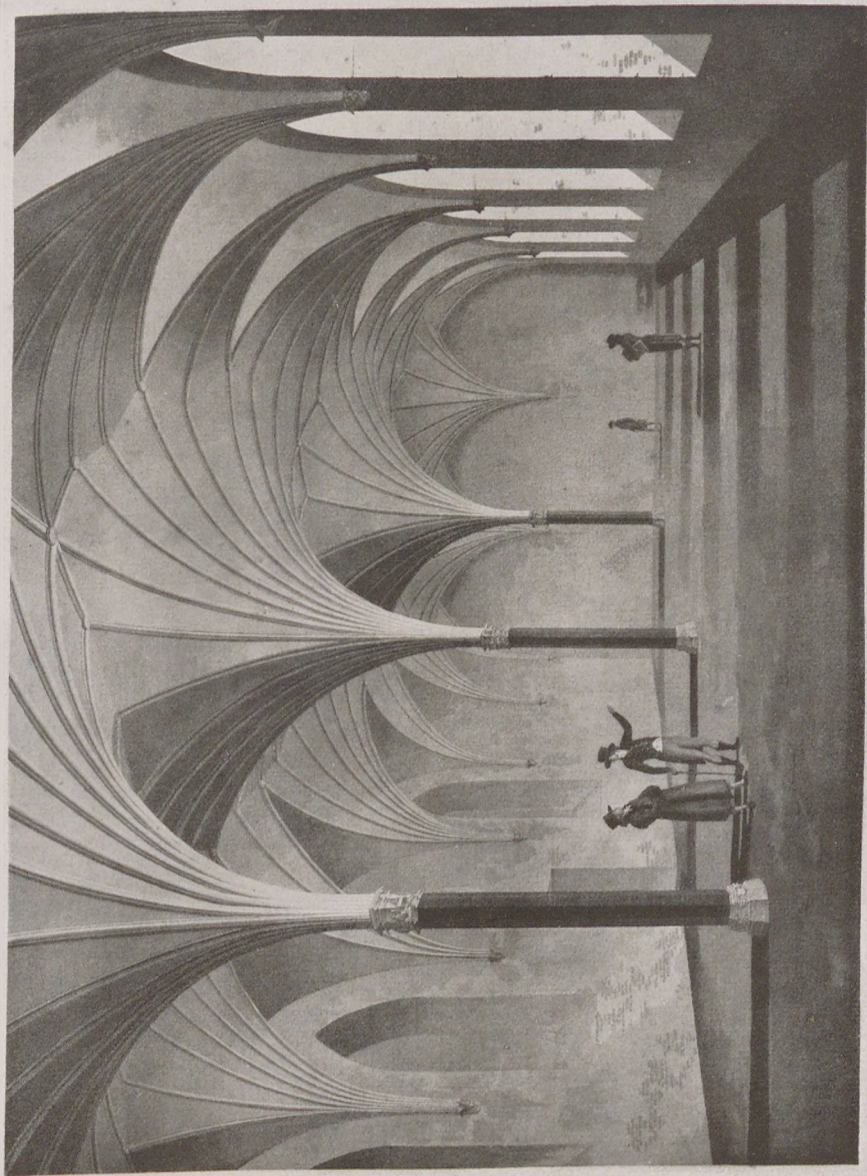
Spöttisch verwies der alte Menschenfeind auf diese Aufschrift und sagte mit grausamen Hohn zu seinem Begleiter: „Ah, das paßt ja ausgezeichnet für die Herren Österreicher . . .“

Und er meinte die 10 Millionen deutscher Menschen, die um ihr Selbstbestimmungsrecht betrogen worden waren und zu jenen 20 Millionen gehörten, die zuviel auf dieser Welt seien. Er hat sich geirrt.

+

4. März 1938. In den Ohren der 10 Millionen betrogenen Deutschen, die trotz des tödlichen Hasses von Versailles nicht „ausgestorben“ sind, klingen noch die Worte Adolf Hitlers, die er vor wenigen Tagen zu ihnen und der Welt gesprochen hat.

Die vergangenen 19 Jahre haben die deutschen Menschen jenseits der Grenzen des Reiches klar erkennen lassen, daß ihr Recht nur in der Stärke des eigenen Volkes begründet ist, auf die sie in starkem Glauben gehofft haben. Die Botschaft des Führers, die ihnen gerade in diesen Tagen zuteil wurde, hat ihren Glauben und opferbereiten Einsatz gerechtfertigt.



Refectorium im gegenwärtigen Zustand

Schloß Marienburg in Preußen
Nach seinen vorzüglichsten äußeren und inneren Anzichten dargestellt
Herausgegeben von B. Fried. Berlin 1799.

Arthur Reiß

Der Flirt über die litauische Mauer

Ein polnisches Buch über Litauen, Wilna und Memel

Die Stille, die sich in den letzten Jahren über die Frage des Verhältnisses Polens zu Litauen gebreitet hatte, ist im März dieses Jahres durch die an der polnisch-litauischen Grenze gefallenen Schüsse, von denen ein polnischer Grenzwachbeamter tödlich getroffen wurde, jäh zerrissen worden. Diese Schüsse lenken die Aufmerksamkeit erneut auf einen Fragenbereich im Nordosten, der trotz seiner scheinbaren Abgeschlossenheit von den großen mitteleuropäischen Vorgängen unsere ständige Beobachtung verdient. Denn dort am Südrande des Baltikums ist ein Punkt, an welchem politische Probleme, die heute vielleicht noch im Schatten größerer europäischer Fragen stehen, in Zukunft zu einer für Osteuropa und damit auch für Deutschland entscheidenden Lösung drängen werden. „Auf nach Memel“ und „Die polnische Jugend fordert Marsch ins Baltikum“ lauteten in Polen die Parolen, bevor es zu der diplomatischen Beilegung des Zwischenfalles kam. Das polnische Buch, das von unserem Mitarbeiter hier besprochen wird, wirft auf die Entwicklung der polnisch-litauischen Beziehungen einige hochinteressante Schlaglichter. Der Bericht wurde noch vor dem Bekanntwerden der neuesten Ereignisse abgeschlossen.

Zwischen Polen und Litauen steht Wilna. Seit der polnische General Żeligowski diese Stadt am 9. Oktober 1920 mit seiner „litauisch-weißrussischen Armee“ besetzte, seit der Gründung des merkwürdigen Staates „Mittel-Litauen“ und dessen Anschluß an Polen befindet sich das litauische Volk in einem „Zustand des Protestes“ gegenüber seinem polnischen Nachbarn. Die Forderung nach Rückgabe des Wilna-Gebietes ist auf litauischer Seite niemals verstummt. Auch die neue Verfassung, die das litauische Volk jetzt erhalten hat, nennt Wilna als die Hauptstadt Litauens.

In Polen ist man auf diese litauischen Forderungen nie eingegangen. Man kennt in Warschau keine Wilna-Frage. Man betrachtet die gegenwärtige polnisch-litauische Grenze, die für die Litauer nur eine „Demarkationslinie“ ist, als endgültig. Dieser Gegensatz hat dazu geführt, daß das litauische und das polnische Volk, die früher in einer Union gelebt und Jahrhunderte hindurch gemein-

sam einen Staat gebildet haben, sich fremd geworden sind. Zwischen Polen und Litauen gibt es seit der Neugründung dieser Staaten weder politische noch wirtschaftliche Beziehungen. Litauen unterhält in Polen keine Gesandtschaft und keine Konsulate. Ebenso ist Polen in Litauen diplomatisch nicht vertreten. Zwischen beiden Ländern gibt es weder einen Eisenbahn- noch einen Postverkehr. Die Grenze, die heute den litauischen vom polnischen Staat trennt, ist tot.

Es hat daher einiges Aufsehen erregt, als das polnische Regierungsblatt „Gazeta Polska“ im Herbst des Jahres 1933 den Journalisten Tadeusz Kotelbach als seinen Vertreter nach Kaun, der Hauptstadt des heutigen Litauen, entsandte, und als sich einige Zeit darauf der frühere Hauptschriftleiter des litauischen Regierungsblattes „Lietuvos Aidas“ als Vertreter dieser Zeitung in Warschau niederließ. Man wertete diese Tatsache damals als einen, wenn auch noch so unverbindlichen Schritt zur Anknüpfung

normaler polnisch-litauischer Beziehungen. Man nahm an, daß den beiden Journalisten auch Aufgaben übertragen worden wären, die über den Rahmen reiner Zeitungsarbeit hinausgingen. Aber inzwischen ist selbst dieser lockere Kontakt gelöst worden. Herr Gustainis vom „Lietuwoš Aidas“ verließ Warschau, und auch die geruhsamen Tage, die Herr Katelbach in Kauen verlebte, haben im Januar des vergangenen Jahres ein Ende gefunden.

Herr Gustainis hat nach seiner Rückkehr nach Litauen seine polnischen Eindrücke in einem Buch „Polen und die Polen“ zusammengefaßt. Dieses Buch nun ließ den polnischen Journalisten nicht ruhen. Auch Herr Katelbach gab ein Buch heraus, das im Januar dieses Jahres unter dem Titel „Hinter der litauischen Mauer“ (Za Litewskim Murem) im Verlag Roj in Warschau erschienen ist. In seinem Vorwort übt der Pole an dem Buch des litauischen Journalisten scharfe Kritik. Die „Schnelligkeit der Arbeit und dazu die Notwendigkeit, mit der in Litauen herrschenden antipolnischen Stimmung zu rechnen“ hätten bewirkt, daß die Analyse der polnischen Verhältnisse im allgemeinen oberflächlich ausgefallen sei. Da das Buch aber das Streben des litauischen Autors nach Unparteilichkeit erkennen lasse und da in ihm jede billige Demagogie vermieden worden sei, sei „diese in der litauischen Publizistik bisher unbekannte Anstrengung“ summarisch auch vom polnischen Standpunkt aus zu begrüßen.

Dann spricht Herr Katelbach in diesem sehr bemerkenswerten Vorwort von sich selbst. Er verweist auf seine „besonderen Pflichten“ als Vertreter eines Blattes, das in Litauen als halbamtliches Organ angesehen werde. Er habe eine große Selbstkontrolle üben müssen. Wie weit diese „Selbstkontrolle“ gegangen ist, zeigt der folgende merkwürdige Satz: „Oft auch konnten meine Korrespondenzen die Ereignisse und Tatsachen nicht in der Gestalt wiedergeben, in welcher ich sie dort in Kauen gesehen habe!“ Nach seiner Rückkehr nach Warschau habe er zunächst die Absicht gehabt, „die unausgesprochenen Dinge zu ergänzen“ und nach dem Beispiel des Herrn Gustainis ein Buch

über Litauen zu schreiben. Er habe sich dann aber davon überzeugt, daß die in Kauen für die „Gazeta Polska“ geschriebenen Artikel für den Litauen wenig kennenden polnischen Leser auch jetzt noch aktuelle Bedeutung haben. Das Bild, das sie vom heutigen Litauen gäben, sei zwar nicht vollständig, aber dennoch orientierten sie den polnischen Leser über die inneren litauischen Verhältnisse ebenso, wie über die Linien der litauischen Außenpolitik und über das Wesen der polnisch-litauischen Beziehungen.

Herr Katelbach hält es aber mit Rücksicht auf die immer noch gespannten polnisch-litauischen Verhältnisse für verfrüht, die in seinen früheren Artikeln nicht enthaltenen Informationen zu ergänzen: „Meine Ergänzungen aber müßten untrüglich eine Reihe publizistisch interessierender, um nicht sogar das Wort „enthüllender“ Momente zu gebrauchen, bringen, die die gegenwärtige Spannung bestimmt verstärken würden.“

Daher hat Herr Katelbach sich damit begnügt, seine in der „Gazeta Polska“ erschienenen Artikel nach Sachgebieten chronologisch geordnet in acht Abschnitten zusammenzufassen: 1. Zusammenbruch oder Evolution des Regimes? 2. Die Litauer als Wirtschaftler. 3. Litauen und Polen. 4. Unter litauischen Schifanen. 5. Deutsche Wolken über Litauen. 6. Die Memeler Ruß. 7. In der kleinen baltischen Familie. 8. „Tiefe Freundschaft“ (zur Sowjet-Union). Fast alle Kapitel dieser Abschnitte sind in Kauen geschrieben worden. Nur einige wenige hat Herr Katelbach nach Beendigung seines litauischen Aufenthaltes in Warschau geschrieben und als Ergänzungen in seine Schrift aufgenommen.

So ist ein Buch entstanden, das in mehr als einer Hinsicht auch deutsches Interesse verdient. Denn ganz abgesehen davon, daß dem deutschen Volk die Entwicklung der Beziehungen zwischen seinen nächsten Nachbarn nicht gleichgültig sein kann, werden in dem Buch auch die deutsch-litauischen Beziehungen und die Memel-Frage behandelt; Deutschland überhaupt spielt eine große Rolle. Das Buch zeigt mit aller Klarheit, welche Stellung man in Polen zu allen Fragen des politischen

Lebens Litauens einnimmt. Sein Verfasser läßt die Wünsche erkennen, die Polen in bezug auf Litauen hegt, und indem er immer wieder von Gefahren spricht, die Litauen angeblich von deutscher Seite drohen, verrät er die wahren Absichten, die ihn als polnischen Journalisten bei seiner Arbeit in Rauen leiteten. Herr Katelbach wußte, daß seine Artikel von interessierten litauischen Politikern gelesen würden, und hat sich alle Mühe gegeben, den Litauern klar zu machen, daß dem litauischen Staat und Volk nur von Deutschland, nicht aber von Polen Gefahren erwachsen könnten. Der einzelne Artikel hat diese Absicht nicht so deutlich erkennen lassen, wie sie jetzt durch die Zusammenfassung in einem dicken Buch deutlich wird. Selbst in der innenpolitischen Entwicklung Litauens läßt der polnische Journalist Deutschland eine unheilvolle Rolle spielen.

Politische Passivität, Mißtrauen und langames, schwerfälliges Denken sind für Herrn Katelbach die Haupteigenschaften des litauischen Volkes. Diesen Eigenschaften schreibt er es in erster Linie zu, daß sich das gegenwärtige Regime des Präsidenten Smetona bis heute behauptet hat und daß in dem Verhältnis Litauens zu Polen bisher nicht der Wandel eingetreten ist, auf den man in Warschau hofft.

Wenn Herr Katelbach auch für die Person des Präsidenten Smetona anerkennende und freundliche Worte findet, macht er doch kein Hehl daraus, daß er kein Freund des gegenwärtigen Regimes ist, das er mit dem antipolnischen Kurs Litauens identifiziert. Aber noch weit weniger gern würde Herr Katelbach in Litauen eine Regierung Woldemaras am Ruder sehen. Woldemaras, diese „in ihrer Häßlichkeit eher groteske Gestalt“ ist für ihn der „Geist des Unfriedens“. Der Pole findet, daß die Stärke des früheren Ministerpräsidenten Woldemaras „nicht in seiner Fähigkeit oder Qualifikation als Staatsmann, sondern in seiner Kühnheit, in seiner Frechheit und in seinem Zynismus liegt“. Er wiederholt auch die von dem früheren Memelgouverneur Navakas ausgesprochene Verdächtigung, daß Woldemaras sein Buch „La

Lithuanie et ses problèmes“ im Dienste Deutschlands geschrieben habe.

Der polnische Journalist scheint fest davon überzeugt, daß Deutschland bei vielen innerpolitischen Vorgängen in Litauen seine Hand im Spiele hat. Er ist geneigt, viele „beunruhigende Erscheinungen in der inneren Front“ der stets wirkenden „deutschen geheimen Kraft“ zuzuschreiben. Antijüdische Ausschreitungen in Tauroggen, Bauernunruhen im Suwalki-Gebiet bringt Herr Katelbach ebenso in Verbindung mit Deutschland wie die Untriebe des Fliegermajors Piragius und den letzten Woldemaras-Putsch. Diese Überzeugung, daß Deutschland an fast allen innenpolitischen Vorgängen in Litauen irgendwie beteiligt sei, tritt jedoch in einen merkwürdigen Gegensatz zu seiner Behauptung, daß in Litauen keine Sympathien für Deutschland, sondern nur Gefühle der Furcht vor dem deutschen Nachbarn herrschen. Wenn ein Durchschnittslitauer höre, so sagt der Pole, daß die Deutschen Litauen von innen zu schwächen versuchen, dann „stehen ihm die Haare zu Berge“.

Mit großer Aufmerksamkeit hat Herr Katelbach die katholischen Bewegungen und Bestrebungen in Litauen beobachtet. Er scheint sich von einer Machtübernahme durch diese heute von der Staatsführung ausgeschlossenen katholisch-politischen Kreise einen Wandel in den polnisch-litauischen Beziehungen zu versprechen. Auch die Verhältnisse in der litauischen Armee hat er aufmerksam beobachtet. Er findet für den litauischen Soldaten, den er mit dem deutschen vergleicht, Anerkennung und bedauert nur, daß dieser Armee bisher stets der große militärische Führer und Erzieher gefehlt habe. Im übrigen ist der Pole davon überzeugt, daß es allein von der Armee abhängt, wer in Litauen regiert.

Es ist interessant zu beobachten, wie die Hoffnungen des polnischen Journalisten auf einen für Polen günstigen Wandel in den polnisch-litauischen Beziehungen zu den verschiedenen Zeiten seines Aufenthaltes in Rauen steigen, sinken, wieder steigen und schließlich in einem bereits in Warschau geschriebenen Artikel einer tiefen Enttäuschung weichen.

Der Pole versichert wiederholt, daß das polnische Volk keine feindseligen Gefühle gegenüber dem litauischen Volk hegte, und sehr oft gibt er seiner Überzeugung Ausdruck, daß auch das litauische Volk Polen nicht feindlich gesinnt sei. Die litauische „Feindschaft“ gegenüber Polen sei mechanisiert, sei „verknöchert in Formen, Parolen und Gefängen“. Er sieht in der ablehnenden Haltung der litauischen Regierung gegenüber Polen nur ein Zweckmanöver und eine verfehlte Spekulation. Die Vermeidung aller Berührungspunkte mit dem polnischen Volk und Staat hat seiner Ansicht nach den Zweck, jeden polnischen Einfluß auszuschalten, bis Litauen sich völkisch, politisch und wirtschaftlich so weit konsolidiert hat, daß die litauische Staatlichkeit durch übermächtige Einflüsse des größeren und stärkeren Polen nicht mehr gefährdet werden kann. Diese Gefahr einer polnischen Überfremdung sei aber nicht gegeben.

Dann wieder sagt er: „Eine Reihe von Jahren hindurch hat man in Litauen heilig geglaubt, daß die Lösung der von den Litauern stets vorgebrachten Wilna-Frage dank einem unvermeidlichen Konflikt Polens mit einer deutsch-russischen Koalition wie eine reife Frucht vom Baume fallen wird.“ Auch dieser Glaube sei falsch gewesen und inzwischen geschwunden. Und dann kommt der polnische Journalist zu der merkwürdigen Behauptung, daß man in Litauen in der Zeit der deutsch-litauischen Spannungen allgemein davon überzeugt gewesen sei, daß — der polnische Soldat Litauen gegen einen eventuellen deutschen Angriff verteidigen werde. Im Mai 1934 glaubt Herr Katelbach untrügliche Zeichen dafür zu sehen, daß sich die litauische Haltung gegenüber Polen entscheidend wandelt. Er kommt wieder auf die psychischen Eigenschaften des litauischen Volkes zu sprechen, auf das „lange und vorsichtige Nachdenken“, und stellt fest: „Mit diesen psychischen Eigenschaften der Litauer ist — meiner Ansicht nach — in erster Linie die Tatsache zu erklären, daß die litauische Regierung bisher keine politischen Konsequenzen aus der Wandlung gezogen hat, die sich im Verhältnis zu Polen — sagen wir das deutlich und offen — mit ihrem

schweigenden Einverständnis vollzogen hat. Wären nicht diese Eigenschaften, hätten wir heute schon wenigstens eine konkrete Etappe auf dem Wege der Normalisierung der litauisch-polnischen Beziehungen hinter uns.“

Sorgfältig registriert Herr Katelbach jede litauische Pressestimme, die sich für einen Wandel in den Beziehungen zu Polen ausspricht. Diese Beobachtungen stimmen ihn froh und lassen ihn geradezu lyrische Töne finden. Immer wieder versichert er, daß die Normalisierung der Beziehungen mit Polen für Litauen eine Lebensnotwendigkeit sei und daß man in Litauen von dem gegenwärtigen Zustand angeblich „genug habe“. Er fragt, worauf Litauen noch warte. Dann aber muß er schon im Oktober 1934 feststellen, daß man in Litauen doch anders denkt. Schließlich kam es im April 1936 und im April 1937 durch die bekannten Reden des litauischen Staatspräsidenten Smetona und des Außenministers Lozoraitis zu einer erneuten Versteifung, so daß Katelbach in einem in Warschau geschriebenen Artikel feststellen mußte: „Wir haben mit der Geschichte und mit der Psychologie Schluß gemacht. Uns interessiert vor allem ein normales, „physiologisches“ Zusammenleben.“

Seine Hoffnungen hatten getäuscht. Es war nichts mit der „polnisch-litauischen Dämmerung“. Es war nichts mit dem „Jahr der Entscheidung“. Es war nichts mit den Wendepunkten, an denen Herr Katelbach das litauische Volk während seines Aufenthaltes in Rauen so oft stehen zu sehen glaubte.

Auch der Memel-Konflikt zwischen Deutschland und Litauen hat die Hoffnungen des polnischen Journalisten ihrer Erfüllung nicht näher bringen können. Und gerade in dieser Frage ist Herr Katelbach sehr aktiv gewesen. Gerade der Teil seines Buches, der vom Memel-Konflikt handelt, ist für uns Deutsche von größtem Interesse. Im Januar 1934 stellte er fest: „Für einen riesigen Teil, wenn nicht für die Mehrheit der litauischen öffentlichen Meinung ist Memel eine Art Ausland geblieben. Der Litauer aus Poniewiesch, ja sogar der

Litauer aus Telsche, der zum erstenmal nach Memel fährt, macht sich mit dem Gefühl eines Reisenden auf den Weg, der sich in ein fremdes Land begibt.“ Er stellt fest, daß Litauen im Memelgebiet versagt hat. Auch mit der besonderen international-rechtlichen Lage des Memelgebietes und dem Autonomiestatut ist seiner Ansicht nach dieses Versagen nicht zu erklären. Dieses Statut hätte niemals ein entscheidendes Hindernis für die Entwicklung des Litauertums im Memelland bilden können. Und dann gibt Herr Kattelbach den Litauern seine Ratschläge. Er macht die Litauer darauf aufmerksam, daß sie im Memelgebiet ein litauisches Handelsinstitut, neue litauische Gymnasien, Schulen und Kindergärten gründen, daß sie eine groß angelegte kulturelle Aktion durchführen, daß sie die litauische Presse im Memelland stützen müßten, wenn sie dieses Gebiet litauisieren wollten. Dann bietet er selbst polnische Hilfe an: „Nur Jahre angestrengtester Arbeit auf diesem Gebiet, zu der auch die Nationalitäten im Staate herangezogen werden können, denen an der staatlichen Verbindung des Memellandes mit dem übrigen Litauen ebenso gelegen ist wie den Litauern selbst, können einen wesentlichen Wandel im Bild der Verhältnisse bringen, die in Memel herrschen.“ Im Juli 1934 spricht er in bezug auf die Maßnahmen des Memel-Gouverneurs Navakas von einem Kavallerieangriff, der völlig gelungen sei. Es seien alle Positionen genommen. Dann verweist er wieder darauf, daß der Kavallerie nun die Infanterie — Lehrer, Ärzte, Juristen, Schulen usw. —, die das Gewonnene halten, folgen müßten. Im Dezember 1934 aber klagt er schon über den Mangel an Interesse, das im litauischen Volke an der Memelfrage herrsche. Er stellt fest, daß in der litauischen Bevölkerung eine unbegründete Beruhigung in bezug auf Memel herrscht.

Gleich zu Beginn seiner Tätigkeit in Litauen hatte Herr Kattelbach mehr für interessierte litauische Politiker als für polnische Leser bestimmte Artikel geschrieben, in denen er sehr auffällig den Ein-

fluß betonte, den Deutschland sich seiner Ansicht nach in Litauen zu sichern gewußt habe. In aller Ausführlichkeit wiederholte er „Enthüllungen“ litauischer Blätter, die zu berichten wußten, daß Freimaurer, Franziskaner und Jesuiten in Litauen für Deutschland arbeiten. Er scheute sich auch nicht, den von der litauischen Zeitung „Rytas“ vorgebrachten Unsinn zu wiederholen, daß der Außenminister Strefemann ausgerechnet dem Völkerbundskommissar in Danzig, van Hamel, den Tausch Pommerellens gegen einen Zugang Polens zum Meer durch Litauen vorgeschlagen habe.

Den Schluß des Buches des Herrn Kattelbach bildet ein Kapitel, das im November 1937 in Warschau geschrieben wurde. In diesem Kapitel sagt der polnische Journalist Dinge, die er während seines Aufenthalts in Litauen niemals zu sagen gewagt hat. Er erklärt u. a., daß das litauische Volk seine Existenz nur Polen zu verdanken habe, ohne dessen Hilfe die Litauer den Kreuzrittern ebenso erlegen wären, wie die Preußen und die Jüdvinger. Er spricht von dem gefährlichen Bazillus krankhaften Größenwahns, mit dem das von Natur bescheidene litauische Bauernvolk infiziert worden sei. Er spricht von dem „Minderwertigkeitskomplex“, der aus der Furcht vor einem normalen nachbarlichen Zusammenleben mit Polen erwachsen sei, durch das die „sich nur schwächlich entwickelnde Pflanze der litauischen Nationalkultur“ angeblich bedroht würde. Er unternimmt eine Analyse der litauischen Entwicklung, auf die hier nicht mehr eingegangen zu werden braucht, und stellt schließlich fest, daß die litauische Außenpolitik ein Spiel spiele, das den kleinen Staat zu einem gefährlichen Unruhefaktor gemacht habe.

Das Buch des polnischen Journalisten Kattelbach ist eine Komödie der Irrungen. Seine journalistische — und vielleicht auch politische — Mission in Litauen war von vornherein zum Scheitern verurteilt. Das hat seine Gründe. Man hat in Warschau niemals glauben wollen — und selbst die Geschichte der Entstehung des neuen litauischen Staates hat Polen nicht eines Besseren belehren können —, daß

die Ablehnung, mit der das litauische Volk dem polnischen begegnet, echt ist und aus tiefen Wurzeln stammt. Man hat es in Warschau nicht wahr haben wollen, daß die litauische Wilna-Forderung mehr bedeutet als nur eine Marotte oder das Spiel einer in den Bezirken zwischenstaatlicher Beziehungen herumabenteuernden, diktatorisch regierenden Kaste in Kauen. Man war stets der Ansicht, daß es nur eines Wandels in den Beziehungen zwischen dem Deutschen Reich und der Sowjetunion bedürfe, um die litauische Forderung auf Wilna zum Bestimmen zu bringen und eine Annäherung Litauens an Polen zu bewirken. Katelbach selbst sagt: „Die demagogisch durchdachte „Wilna-Ideologie“, die mit der bei jedem Litauer verständlichen Liebe zu Wilna nichts gemein hat, ist nicht aus der litauischen Seele geboren. Ohne die politische und wirtschaftliche Hilfe und ohne den wachsamten Schutz der revisionistischen, einheitlich gegen Polen gerichteten Front Moskau-Berlin wäre Litauen allein nicht in stande gewesen, sich von den historischen, kulturellen und sogar psychischen Bindungen zu lösen, die Jahrhunderte gemeinsamer Geschichte geschaffen haben.“ — Die Entwicklung hat bewiesen, daß diese in Warschau herrschende, das litauische Volk und seine Führung sehr gering einschätzende Ansicht falsch ist.

Herr Katelbach wurde in der Zeit nach Kauen entsandt, als der Nationalsozialismus im Reiche die Macht übernahm und man in Warschau mit dem Gegensatz zwischen dem nationalsozialistischen Deutschland und dem bolschewistischen Rußland zu rechnen begann. Doch die Rechnung, daß dieser Gegensatz Litauen verständigungsreif machen würde, ging nicht auf. Sie schlug ebenso fehl, wie die Spekulation darauf, daß das durch die europäische Entwicklung enttäuschte und eingeschüchterte Litauen durch den um Memel entstandenen Konflikt mit Deutschland veranlaßt werden würde, sein Heil in Warschau zu suchen. Die Konjunktur für Polen war gut, sie war so gut, wie man sie sich in Warschau wohl niemals erträumt hat, und die Artikel des Herrn Katelbach haben bewiesen, daß er kein Mittel gescheut hat, um diese Konjunktur zu nützen. Doch alle diese Hoffnungen haben getrogen. Warschaus Rechnungen gingen nicht auf, weil man dort den entscheidenden Faktor, das litauische Volk und seine Führung, falsch eingeschätzt hat. Das ist eine Feststellung, die wir sachlich und ohne jede gefühlsmäßige Reaktion aussprechen. Eine Charakteristik der von dem polnischen Journalisten in Litauen gegen Deutschland geleisteten Arbeit können wir uns versagen.

Ostlandchicksal

Als bei Tausz und Tachau des Reiches Adel den Dreschlegeln hussitischer Bauern erlegen war und weithin durch des Reiches Niederlande der Klang der böhmischen Trommeln Verderben kündete allem, was deutsch war und Sporen trug: da brach auch eine Schar der Reher mit ihrer Wagenburg in die Ordenslande, plünderte das Kloster von Oliva, grüßte das Meer mit dem wilden Tschechengesang: „die ihr Gottes Krieger seid“ und füllte die Feldflaschen mit dem salzigen Wasser, zum Zeichen, daß die baltische See den Slawen wiederum gehorche, wie weiland in den Tagen Dtakars, des Böhmen.

Aus Heinrich von Treitschke: Das deutsche Ordensland Preußen.



Polnische Reise

Zeichnungen und Tagebuchblätter

von Detlef Krannhals

2.

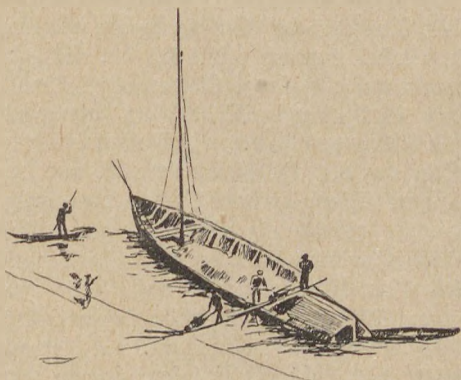
Auf der Weichsel

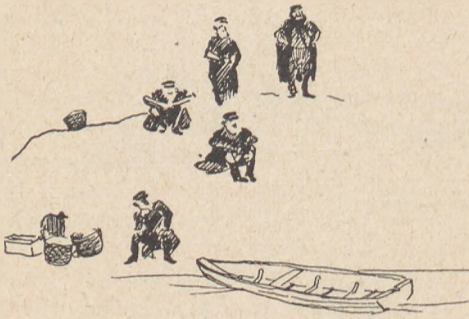
Fahrplanmäßig sollte der Dampfer um sechs abgehen. Als sich um halb sieben noch nichts auf den Biegungen des Fahrwassers zeigte, fragte ich einen Alten auf der schwimmenden kleinen Anlegestelle. „Vielleicht um acht, vielleicht später, vielleicht auch erst mittags!“ Dann versank er in Betrachtung des gelben, um den Ponton gurgelnden Weichselwassers. „Das Wasser ist schlecht für den Dampfer, zu wenig“, meinte er und wies stumm auf die große bewachsene Sandbank in der Strommitte, deren lange hellgelbe Zungen in das Lehmgelb des Weichselwassers ragten.

Hier, wo hohe Ufer an den Fluß herantreten, verliert die Weichsel fast den ihr eigenen Charakter eines Ebenenflusses und wird zu einem majestätischen Gewässer, dessen eigenartige Schönheit durchaus in ihrer Fessellosigkeit und Wildheit liegt, jenen Flußzustand, den Mitteleuropa gar nicht kennt, und den man dort „Bernachlässigung“ nennen würde. Wer auf dem mittelpolnischen Weichselabschnitt Entdeckungen machen will, den erwartet eine Inselwelt von

Sand und Sträuchern in bizarrer Vielfalt und Zerlappung, der fährt durch die baumüberdunkelten Seitenarme zwischen den Rämpe, sieht in faulende Altwässer, verkrautete Nebenrinnen und seenartige Teile dieses Flusses hinein, der für sich und um sich seine eigene Landschaft schuf. Ein großer Strom — oft im annähernden Urzustand, und dieser Strom fließt nicht durch Sibirien, sondern mündet ja schließlich in die Ostsee — aber dort sieht er schon erheblich anders aus als in Polen.

Das ist eine der ersten Überraschungen, die einem die Weichsel auf ihrem Laufe dort bietet, wo sie ehemals russisches Gebiet durchquert, der Stempel Asiens, den die Zeit noch nicht auszulöschen vermochte.





Wie gut, daß der Dampfer noch irgendwo stromab pendelt. Die Sonne brennt und lockt ein wenig Teergeruch aus dem alten Prahm. Alles liegt breit und flach da, um sich betrachten zu lassen. Auf der anderen Weichselseite drüben steht eine Häuserzeile von Strohdächern wie eine stumpfe Zahnreihe gegen den Himmel, in weiten, flachen, langen Wellen fließen die Felder vorüber, ein Waldfleck spiegelt sich zerflimmernd im raschen Wasser und der Fährmann mit seinem kleinen Handkahn ist nur ein winziger Strich auf der endlosen gelben Wasserfläche. Es riecht ein wenig faulig-lehmig, nach Teer und Sandpflanzen, nach Öl und Pfefferminzblüten: nach Weichsel.

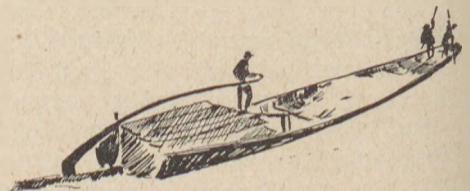
Hinter der großen, fast weißen Sandblänke, die dort weiter stromauf liegt, kommt vorsichtig ein Weichselkahn hervorgekrochen. So langsam, lautlos und weich. Ohne Segel, Motor und Ruder läßt er sich gemächlich von der Strömung zu Tal treiben. Er kommt ganz dicht heran. Vorn am platten Bug loten zwei Mann mit Stangen beständig die Wassertiefe. Nur ihre halbblauten Rufe unterbrechen das Rauschen der Strömung um die Anlegestelle. Achtern lehnt sich der Steuermann auf eine lange Ruderspinnne. Damit das flachgehende Ruderblatt genügend Ausschlag hat, kann er auf einem kleinen Steg vor dem Kajütenaufbau hin und her laufen. Wenn er hart Ruder legen muß, hat er richtig ein Stückchen zu gehen. Aufpassen muß man um diese Jahreszeit bei dem Flachwasser. Sonst läuft mit einem Male der flache Kahn auf eine eben noch überflutete Sandbank, der Strom dreht das Achterschiff sofort herum, der

Kahn sieht hoffnungslos auf Sand und es gehören oft mehr als drei Mann dazu, ihn wieder flott zu machen. Der Kahn treibt vorüber, die Stimmen der beiden lotenden Männer werden dumpf, bald warnend, bald zuversichtlich und hinter dem Gestrüpp der großen Insel ist dann alles verschwunden.

Ich habe mir den Fährmann einmal genau angesehen, Zeit ist ja genug. Mich wunderte, daß er gar keine Ruder hat. Jetzt hat er sich zwei Frauen mit ihren Körben eingeladen. Dann stakt er los, wie ein Gondoliere auf seinem schmalen Vorschiff stehend. Er stakt und stakt und immer hat, über die ganze Weichsel hinüber, sein knapp einen Meter eintauchender Stab Grund, sehr tief kann die Weichsel hier nicht sein. Möglich, daß man hinüberwaten kann.

Es wird acht, es wird neun und dann qualmt ein breithüstiges Dämpferchen auf unsere Anlegestelle zu. Aus irgendeinem Grunde pfeift es schrill und drohend. Aber plötzlich, er war schon recht nahe heran, dreht er ab, der Wind trägt das klappernde Rauschen der Seitenräder herüber, und hält auf das gegenseitige Ufer zu. „Er fährt ja vorbei“ — „Nein, nein mein Herr, der muß in der Rinne fahren, sonst kommt er fest, dies Jahr geht die Strömung drüben.“ Und wirklich, schon ganz winzig geworden, macht der Dampfer wieder eine scharfe Kurve und hält nun endgültig auf uns zu. Steuerbord längsseit fährt er einen Holzkahn, einen Leichter, was seine Geschwindigkeit nun nicht gerade erhöht.

Unter vielem Halloh und Gerufe, unter dröhnenden Kommandos des Kapitäns, der sein Volk beim Anlegen vom Radkasten lenkt, wird festgemacht. Die Scheuerleiste und zwei Holzknüppel am Radkasten bilden stark beanspruchte Fen-





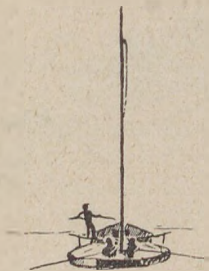
der. Fässer rollen von Bord, Körbe fliegen in den Prahm und auf Deck, denn mit einem Male hat die schöne Pfeife Leben an das stille Weichselufer gezaubert. Wagen sind aus dem Ort gekommen, die Männer laden Obstkörbe ab und fast neben jedem Wagen steht ein schwarzer Raftan und zählt hingebungsvoll, was auf- und eingeladen wird. Ein korbgeflochtener kleiner Wagen lädt einen Haufen Hausrat ab und auf dem Hinterschiff beginnt sich eine vielköpfige Familie einzurichten. Die Frau sitzt im Sonntagszeug ein wenig ängstlich auf ihrer schönen Truhe, die Kinder finden es herrlich in der neuen schwankenden Wohnung und der Mann schleppt, läuft und packt. Es wird sehr bunt da hinten. Nur auf dem Vorschiff bleibt es kühl. Da sitzen die Fahrgäste, die vorgeben, zu ihrem Vergnügen zu fahren und langweilen sich.

Nun, später kam es wenigstens dazu, daß ich das Zutrauen des Kapitäns durch eine Frage gewann und auf der Kommandobrücke mitfahren durfte. Womit ich nicht nur den Kapitän Bronski, sondern auch die wichtige Person des Steuermanns Antek kennenlernte.

Wenn man so von der Flußmitte her die Weichsel übersehen kann, glaubt man auf ein Stückchen seltsamer Wüste zu blicken. Nicht das Wasser zieht den Blick auf sich, sondern der Sand. Inseln, Rämpen, Bänke und Zungen. Hier und da erscheint das Wasser auf weiten Flächen hellgelb, weil der sandige Grund, nur eine Handbreit unter der Oberfläche, überall durchscheint und grell die Farbe bestimmt.

Die Uferstreifen sind breit, zerlappt und tragen mitunter lange Streifen von Sumpf und Weidengestrüpp. Deichzüge, feste Uferkais, Bühnen, Strombauten, wie sie die Uferländer der mitteleuropäischen Ströme bestimmen, siehst Du auf der polnischen Mittelweichsel nur hier und da. Und deshalb hat Kapitän Bronski auch eine seltsame Art mit seinem Dampfer anzulegen.

Pustend und ratternd richtet sein gutes Schiff die Nase uferwärts. Da sitzen sie dann schon, die Juden aus dem nächsten Ort wie die Krähen, schwarz auf dem hellen Boden der Uferböschung und warten auf Käpten Bronskis Dampfkasten. Ein Rudel seltsamer fremder Vögel. Und nun begibt es sich, daß der ruderführende Steuermann unter den Beschwörungen, die Bronski in ein Sprachrohr stößt, den Dampfer mit seinem Achterende am Ufer einfach auf Schlid setzt. Schnell schiebt der Junge ein Brett hinüber, Körbe, Kisten, Rammern und Leute müssen eilig, eilig über das Brett an Bord kommen, denn inzwischen treibt der Strom den nicht festgemachten Dampfer herum und, kaum ist



der letzte an Bord, auch schon wieder vom Ufer ab. Man soll nicht über die Primitivität eines solchen Anlegemanövers lächeln, es hat den Vorzug, keine Uferkais und Anlegebrücken zu benötigen.

Gerade schnauft und rattert der Dampfer an einem kleinen Weichsel-fischerdörfchen vorbei, wo die kleinen Rähne wie lange dunkle Bananenschalen am Ufer kleben, da übergibt Antek, der Steuermann, das Ruder dem Kapitän. Etwas Wind ist aufgekommen und Raptan Bronski's Schlipf flattert lustig mit der weißroten Flagge um die Wette. Bronski handhabt sein Steuerrad mit der lässigen Vornehmheit eines alten Herrenfahrers. Die Sonne brennt, die Weichsel ist gelb, grau und himmelblau und Raptan Bronski pfeift. Hinter uns verliert sich eine lange Qualmfahne über den flimmernden Streifen der flachwerdenden Ufer, eine Windmühle dreht sich dort und aus dem dichten Grün eines Dörfchens sieht ein schlanker gotischer Giebel, dunkelrot und weiß.

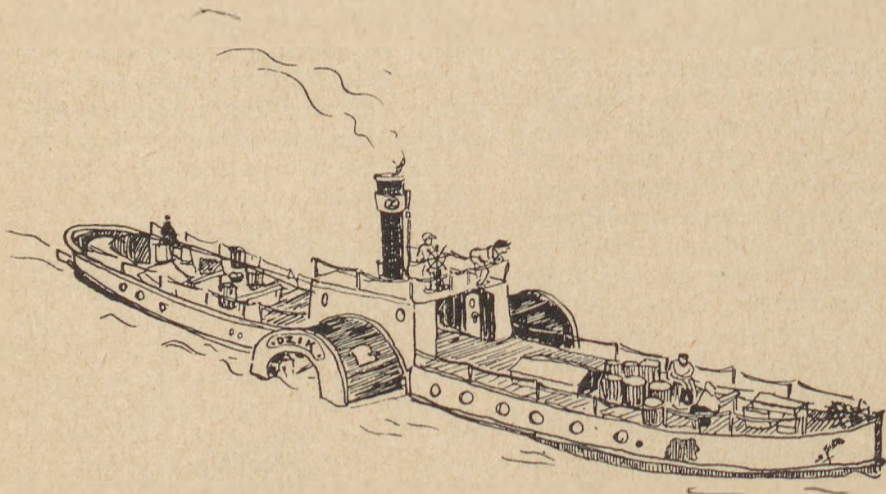
Plötzlich gibt es ein eigentümlich scharrendes Geräusch, einen dumpfen Ruck, die Räder mahlen im Flachwasser, wir sitzen fest auf Sand. Antek steht grinsend an den Schornstein gelehnt auf der Brücke und der Kapitän schreit blauen Gesichts böse Worte in das unschuldige Messingsprachrohr. Nun, es war gut, daß wir stromauf fuhren. Die Strömung und die rückwärts rauschenden Räder setzen uns wieder ab. Dem Kapitän Bronski ist

etwas warm geworden, nun schiebt er die Mütze ins Genick und murmelt vom Wind, der das Vorschiff herumgesetzt habe, jawohl, der Wind!

Für den Schreck gibt es einen kleinen Schnaps und bald ist auf der Brücke alles wieder in der Reihe. Vor uns tauchen Segel auf. Schwere plumpe Weichsel-fähne mit den großen rechteckigen Sprietsegeln rauschen vorüber, ein Winken, ein Wort und Rufen. Sie scheinen viel schneller zu fahren als wir, die wir so mühselig stromauf pusten. Unser Prahm wird immer voller und das Deck immer vielfarbiger von Kopfstüchern, roten Kinderkleidern, Hühnern, gelben Körben und schwarzen Kastanen.

Es geht auf den Nachmittag. Kapitän Bronski und ich sitzen auf einem Bänkchen auf der Kommandobrücke. Irgendwie scheint es ihn doch zu wurmen, daß er gerade vor den Augen seines Steuermanns den Dampfer auf Sand setzen mußte. An Anteks Nautik gibt es anscheinend nichts zu bemängeln. „Wo kauft man eigentlich solche Mützen wie Du sie hast, Antek?“ Aber der rückt nur einmal an seinem ausgefranzten Schirm und sieht eisern geradeaus. Nach einer Weile fängt Bronski wieder an: „Sage mal Antek, wie kommen eigentlich die großen Löcher in deine Hofe?“ „Der Wind, Kapitän“ sagt Antek todernst, „der Wind“, und sieht starr nach den roten Zeichen im Fahrwasser.

(Wird fortgesetzt.)



Die Mutter

Roman von Ottfried Graf Finckenstein

1. Fortsetzung

Nun sind sie vorüber: der erste Schmerz, groß und betäubend, ein Gott; und die Flamme der Auflehnung, fordernd zum Himmel gereckt; und die Verzweiflung, die mit nackten Händen die Erde zerwühlt.

Auch die endlos peinigende Qual der Feierlichkeiten ist beendet. Die vielen Gesichter haben sich wieder zerstreut, unter denen das grobknochige Antlitz von Kurts Vater fehlte. Vielleicht hätten Dorotheas Augen gerade an seinen einfachen Linien Halt finden können, aber der alte Mann war nicht gekommen. Wahrscheinlich hatte er die Reise in dieser Zeit der Teuerung nicht bezahlen können und war zu stolz, es zu sagen. So schüzte er sein altes Leiden vor . . .

Ja, all dies ist nun vorbei und geblieben sind nur die große Leere und die Stille des Nichts.

Kurt hat seine letzte Ruhe auf jenem stillen Riesernhügel gefunden, von dem man über den See und den atmenden Wald hinweg das ganze Stück Leben in einem Blick zusammenfassen kann, das Lindenhof heißt und für Dorothea obendrein Heimat.

Sie hat es so gewünscht, und Karl hat seiner Schwester noch nie eine Bitte abgeschlagen.

Wer hat sie diesen Weg geführt? Sind es die geheimen Kräfte des Bluts, die den einzelnen Menschen wie sein Volk auf die gleiche Bahn drängen? Ist es dasselbe Blut, das jene jungen Stämme einst dem Süden entgegentrieb, daß sie lachend alle Widerstände übersprangen, um später mit gesenkten Speeren den toten Führer in die Heimat zu tragen?

Das Glück liegt immer im Wagnis, aber den Frieden sucht die Seele am Ufer der Vergangenheit . . .

Nun lauscht Dorothea wieder den Tönen, die aus der Kindheit herüberzuwehen scheinen. Doch die Stimmen sind ihr fremd geworden. Selbst das Quarren der Frösche hat einen andern Klang bekommen. Früher war es eine Orgel, aus der jeden Frühling neu die volle Melodie des Wachstums mit ihrer untergründigen Unruhe strömte. Heute gleicht der Gesang einer eintönigen Litanei, ohne Farbe und ohne Drängen, fast wie ein Totengebet. Ja, das ist es, eine Totenklage, und die Einzelsimmen der Vorsänger sind nichts anderes als ein trauriges Plärren . . .

Dorothea schließt die Fenster, sie mag die Frösche nicht mehr hören. Nein, das dort sind nicht mehr die Freunde ihrer Mädchenjahre, die sie herunterlockten an das schwarze Wasser, wenn das taunasse Gras ihre bloßen Füße erbeben ließ und der riesige rote Kopf des Mondes hinter der Pappel hervorkroch . . .

Sie legt ein Tuch um die Schulter, als wolle sie sich gegen die Erinnerung schützen, oder ist es die Enttäuschung, die sie abwehren will? Dann richtet sie den Kopf auf, wirft noch einen Blick in den Spiegel, aus dem ihr ein unbekanntes fahles Gesicht entgegenpringt, und verläßt das Zimmer.

Karl hatte es sicherlich gut gemeint, diesen Raum für sie zu bestimmen, in dem sie die weißen Träume ihrer Mädchenjahre geträumt hatte. Nichts ist dort geändert worden, aber gerade darum scheint alles so unwirklich, von den geblühten

Möbeln bis zu dem schmalen weißen Bett mit dem Gitter darum, das fast mehr ein Kinderbett ist. Vielleicht wäre es Dorothea leichter geworden, in ein anderes Zimmer des weiten alten Hauses zurückzukehren, in irgendeine der vielen Gaststuben, in der nicht ihr früheres Leben vergleichend aus den Ecken schaute.

Auf dem schmalen Korridor, über dem die bunte Ampel einen matten Schein austreut, sind zwei Mädchen dabei, Wäsche wegzulegen. Es sind junge Dinger, fast Kinder noch, und als Dorothea vorbeikommt, versinken sie in einem scheuen Knicks.

Dorothea nickt ihnen zu. Aber sie wundert sich über den ehrfürchtigen Gruß, denn sie selbst sieht ja nicht das Bild der Frau im schwarzen Kleid, deren Kopf fast unnatürlich steil den Witwenschleier trägt.

Ist Dorothea alt geworden?

Möglich, denn wir werden wohl alt, wenn die Kinder aus unserer Jugendzeit anfangen, selbst ein Leben zu führen, das bald über uns hinweggehen wird.

Als sie das lehtmal als junges Mädchen durch das Dorf ging, hingen Anna und Ida, die jetzt schon ihre Stellung im Leben ausfüllten, noch an dem Rock ihrer Mutter. Dorothea erinnert sich noch genau des Bildes der Zwillinge. Sie drückten sich weinend an den gewohnten, warmen Körper, und auch die Mutter weinte zum Abschied von Dorothea.

Sie selbst kam sich dabei fast schuld- bewusst vor, weil sie nicht traurig sein konnte. Damals blies ja gerade der erste Windstoß in die Segel ihres Lebensschiffes, es zitterte und zerrte an dem Anker, der es noch festhielt. Vor ihr lag das weite Meer des Glücks und die heimatlich gewohnte Welt schien ihr alt und verstaubt. Ja, sie hatte sogar fortgesehen, hatte sich von der Mutter und den Zwillingen abgewendet, übermäßig rasch, fast unfreundlich . . .

Warum nur?

Ach, Mädchen sind bisweilen sonderbar in den Regungen ihrer Unvernunft, die doch dem tiefen Gesetz entstammen, das im Unbewußten den Schutz des Lebens besorgt.

Die Johanna erwartete ein Kind. Und weil die Zwillinge sich so gegen ihre Schenkel zwängten, daß ihr gesegneter Leib fast drohend über ihren Köpfen schwebte, darum hatte Dorothea sich fortgewendet.

So jung war sie damals und so glücklich, daß es ihr wie eine Entweihung ihrer Liebe vorkam, an die leibliche Erfüllung der unruhigen Schwüngen ihrer Seele gemahnt zu werden . . .

Bei dieser Erinnerung schleicht sich ein Lächeln über ihre starren Züge, ein Lächeln voll Stolz und Wissen, ein richtiges Frauenlächeln. Denn hinter jener Tür ruhen sie schon alle vier, sicher geborgen und fast noch ahnungslos.

Mit diesem Lächeln tritt Dorothea ihrem Bruder Karl entgegen. Es glimmt zwar kaum mehr sichtbar zwischen den Winkeln ihrer braunen Augen und der Wellenlinie des Mundes, aber Karl, dieser warmherzige Bruder, hat einen Blick für fast Unsichtbares, ja beinahe eine Bitterung wie ein guter Hund.

„Komm“, jagt er und reicht ihr den Arm, „wir beide essen heute allein. Ich habe Tante Mary solange zugeredet, bis sie ihre berühmte Migräne verspürte und ins Bett trug . . .“

„Du bist boshaft, Karl.“

„Aber doch nur für dich . . .“

„Danke.“ Und Dorothea zieht den Arm ihres Bruders etwas fester an sich, bevor sie ihn verläßt, um zu ihrem Stuhl zu gehen.

Da sitzen sie nun, diese zwei Menschen, Freunde von klein auf, nein, mehr als das, Träger des gleichen Bluts, aber kaum daß der Tisch sie trennt, hat sich auch eine Wand zwischen sie geschoben. Es ist eigentlich nur ein Schirm aus dünnem Stoff mit zierlichen Blumen darauf wie Rücksicht, Feingefühl, Takt. Aber gerade solche altmodischen Muster, wie sie in gepflegten Häusern von Geschlecht zu Geschlecht weitergereicht werden, vermögen Menschen ganz voneinander abzuschließen.

Da ist es gut, sich an die greifbaren Dinge zu halten.

„Nimmst du nicht etwas kaltes Fleisch?“ meint Karl, „oder kannst du immer noch keinen Rehbraten leiden? Weißt du noch,

wie du als Kind immer Magenschmerzen bekommst, wenn es Reh gab? Kein Mensch hat es dir geglaubt, aber die gute Mamsi tat immer sehr ernst damit . . .“

„Ja, leider . . .“ sagt Dorothea nachdenklich.

„Wieso leider?“

„Ach, ich denke immer, Eltern sollten wissen, wenn ihre Kinder lügen.“

„Mamsi wußte es doch.“

„Vielleicht. Aber dann hätte sie es mir verbieten sollen. Es macht so unsicher, wenn man einmal lügen darf und ein anderes Mal nicht. Ich glaube, schließlich habe ich selbst an meine Magenschmerzen geglaubt.“

„Genau wie Tante Mary an ihre Migräne . . .“

„Ja . . . genau wie sie . . . und wenn Kurt mir das nicht abgemöhnt hätte . . .“

Nun ist der Schirm aus Blütenstoff umgefallen, und dahinter grinst das nackte Elend.

„Dokind“, sagt Karl mit seiner weichsten Stimme, „wir sind doch allein und du brauchst dich wirklich nicht zusammenzunehmen . . .“ er streckt ihr die Hand über den Tisch entgegen.

Dorothea sieht gerade auf den Teller. Dann nimmt sie, als sei nichts geschehen, den abgerissenen Gedankenfaden wieder auf: „Ich meine wirklich, man sollte niemals lügen.“

„Oder immer!“ meint Karl vergnügt über seinem Weinglas. Er ist augenscheinlich froh, daß seine Schwester sich so gut im Zaume hält. Und so spricht er halb im Ernst, halb im Scherz weiter: „Ich denke, so ein bißchen lügen ist ganz gut. Es ist sozusagen das Salz in der Suppe des Alltagslebens. Man kann aus tausend verschiedenen Gründen ein wenig lügen, aber es gibt eine Mischung aus . . . sagen wir mal . . . Anstand und kleinen Unwahrheiten, die das Leben wirklich angenehm macht. Ich glaube, wir Deutsche wären in der ganzen Welt beliebter, wenn wir uns besser auf diese Mischung verstünden, anstatt immer gleich mit dem Knüppel grober Offenheit dazwischenzuhauen . . .“

Dorothea liebt das Spiel mit ernststen Fragen nicht. „Ich finde, es ist besser,

unbeliebt und mit sich selbst im Reinen zu bleiben, als umgekehrt . . .“

„Und Tante Mary?“ Karl hat schon wieder so ein unangenehm verschmiztes Lächeln um den Mund.

„Was hat Tante Mary damit zu tun?“

„Erinnerst du dich, wie der gute Alex zur Orfordgruppe kam und ihr ein schriftliches Bekenntnis ablegte, er habe sie immer gehaßt, „alte Dampfswalze“ genannt und so weiter . . .?“

„Und was hat sie darauf getan?“

Sie hat ihm geantwortet: „Mein lieber Nefse. Ich kann dir nicht verbieten, zu denken, was du willst. Es ist mir auch gleich, welcher religiösen Gemeinschaft du dich anschließt. Ich verbiete dir aber unter allen Umständen, daß du deiner alten Tante unverschämte Briefe schreibst!“

„Das ist so echt Tante Mary?“

„Und ich finde, sie hat goldrecht!“

„Aber Alex ist mir lieber. Auf Tante Marys Art kommen wir doch niemals weiter . . .“

„Das mit dem Weiterkommen ist ja überhaupt ein wenig fraglich. Wenn wir nun einmal nicht vollkommen sind . . .?“

„ . . . sollten wir wenigstens danach streben.“

„Aber nicht auf die Weise, daß wir andere, Unbeteiligte beleidigen.“

„Es ist doch immerhin ein guter Anfang, sich zu überlegen, was man falsch gemacht hat.“

„Weißt du“, — und Karl gießt den letzten Schluck seines Weines mit genießerischer Langsamkeit hinunter, „darüber werden wir uns vielleicht nie einigen. Es ist ja auch nicht so wichtig. Wollen wir aufstehen?“

Ja, Dorothea ist wieder in die Vergangenheit getaucht. Wie genau sie diese Worte kennt: „Nicht so wichtig.“ So war es immer in all diesen Häusern, in Lindenhof, in Mosehnen und ein wenig auch in Fünfkirchen. Man spielte mit Fragen, um die man ringen sollte, und ging das Spiel einmal in Ernst über, drohte das Messer des Witzes ins Fleisch zu dringen, dann war die Frage plötzlich nicht mehr so wichtig. Nein, man wollte nicht das Blut des wirklichen Lebens spritzen sehen, durchaus nicht, und es lag in dem

Abschluß solch einer Unterhaltung immer ein leichter Vorwurf gegen den Mitspieler, der so ungeschickt tölpelhaft die Regeln verletzt hatte . . .

Dorothea ist plötzlich müde, wie nach einer langen Wanderung. Die schwere Stuckdecke des Zimmers scheint ihr sehr niedrig, ja sie droht, sich noch weiter zu senken.

Aber Karl läßt solch eine Stimmung nicht aufkommen. Seine gute Herzlichkeit ist wie ein Kaminfeuer an einem feucht-kalten Novembertag.

„Kleine Do“, sagt er, „wir gehen jetzt noch einmal ganz still nebeneinander durch den Garten. Oder ich rudere dich nach der Halbinsel. Ich möchte dich gern ein bißchen verwöhnen. Das mußt du mir heute schon erlauben!“

Nun hat der Frühling gesiegt, wie es noch jedes Jahr war. Aber ihr müßt das verstehen, in Lindenhof ist seine Allmacht unumschränkt, ganz anders als in der kleinen Stadt.

Gewiß, auch dort atmen die Menschen auf, wenn der Ostwind sich langsam dreht, wenn Herr Siebert seinen Pelz ablegt und am See die ersten Weidenkätzchen mit ihrem molligen Flaum die Wärme des Sommers andeuten. Die Kinder brauchen länger für den Weg von der Schule zum Elternhaus, sie wollen abends nicht einschlafen und sind in der Frühe schon hellwach. Und wenn dann die Bäume in der Hindenburgstraße ihren Vorhang vor die allzubunten Reihen der Läden spannen, wenn in den Fenstern die ersten roten Betten zum Auslüften liegen, dann kommt eine Unruhe in die friedlichen Bürger. Sie drängt und zerrt an ihnen, aber sie wissen nicht recht wohin damit.

Früher war das noch etwas anderes, als die Garnison der kleinen Stadt ihren Glanz lieb. Damals gingen die straffen, geschniegelten Unteroffiziere über den Markt, sie schauten in die Läden, kauften eine Kleinigkeit für zehn Pfennig und trafen dabei eine Verabredung, an der ein Mädchenherz für immer zerbrechen konnte.

Aber seit keine Kapelle mehr am Sonntag auf dem Markt spielt, seit an Stelle der Unteroffiziere müde junge Leute mit

alten Gesichtern in schlottrigen Anzügen an den Brüstungen vor den Geschäftshäusern mehr hängen wie stehen, seither gefällt es dem Frühling nicht mehr recht in der kleinen Stadt. Er sieht zu, daß er sie hinter sich läßt und auf das Land findet.

Hier ist er noch immer der unumschränkte Herr, der große göttliche Befreier.

Seht doch nur, wie das Leben erwacht ist!

Es drängt aus den Hecken und Sträuchern, es leuchtet aus dem Rasen und tönt aus dem Fliederbusch, in dem der Sprosser unermüdlich seine Triller schlägt. Selbst in der Nacht kann es nicht zur Ruhe finden, obgleich die Tage sich nun schon behaglich breit unter der Sonne dehnen.

Wenn im Halbdunkel der letzte warme Windhauch durch den Park von Lindenhof schmeichelt, trägt er den Duft des Faulbaums bis hinauf in die weiten Räume des alten Hauses.

Ja, Lindenhof im Frühling ist noch das gleiche Paradies geblieben wie zu Dorotheas Mädchenzeit, und es ist nicht gut, daß der Mensch darin allein sei . . .

Dorothea hat wie unter einem Zwang die alte Bilderbibel hervorgefucht, ein mächtiges Buch, aus dem schon die Mutter vorgelesen hat, als sie selbst noch auf ihrem Schoß saß. Die Bogen sind eingerissen, das Papier vergilbt, aber die Bilder sind noch die gleichen. Allerdings, es sind wohl recht kleinliche Bilder, mehr rührend und andachtsvoll gemeint als künstlerisch erfaßt, — und doch, hinter diesen fast peinlich genauen Zeichnungen schwebte einst der Atem Gottes.

Dorothea erinnert sich noch genau des Erschauerns, das ihr über den Rücken lief, wenn die Mutter jene steifen und strengen Worte vorlas, die die Bilder begleiteten. Nun sitzt die Tasche auf ihrem Schoß, ganz steif, Klaus hängt an der Lehne und pendelt mit einem Bein hin und her, während Peter immer schon nach der nächsten Seite greift, kaum ist die eine umgeblättert. Alle aber sind noch von kindlicher Ordnungsliebe beseelt, kein Blatt darf übergangen werden, sonst ist es nicht schön.

Über was ist das eigentlich mit dieser Geschichte der Vertreibung des Menschen aus dem Paradies? Sollte Gott, der allwissende und gnädige Gott wirklich nicht größer sein als ein kleiner Erzieher, der seinen Zöglingen das Beste im Garten verbietet und dann, als sie es doch genommen haben, sie zur Strafe vertreibt?

„Ach nein, es ist doch wohl so, daß Gott den Menschen die Liebe schenkte und ihnen das Paradies nehmen mußte, weil er sie teilhaben lassen wollte an der Schöpfung. Wer aber selber Schöpfer ist — und sei es nur im kleinsten — kann hinfort nicht mehr nur Nuhnieser sein . .“

„Warum geht es nicht weiter?“ fragt Peter jetzt, und die Utasche, die Dorothea am nächsten ist, fängt an zu weinen.

So findet Tante Mary die vier, als sie mit ihren lautlosen Schrittschen das Zimmer betritt. Tante Mary hat die Eigentümlichkeit, immer zur falschen Gelegenheit zu kommen. Doch sie selbst spürt das nicht. Das Bild, das sie sieht, ist ganz nach dem Herzen der alten Dame. Sie hat noch immer viel Liebe zu geben, Jahrzehnte von aufgespeicherter Liebe, die wie Samen in trockener Erde liegt und auf einen warmen Regen wartet.

Tante Marys Liebesbereitschaft ist oft zurückgewiesen worden. Das hat das alte Fräulein vorsichtig gemacht. Weil sie außerdem kurzfristig ist und wie immer ihre Brille vergessen hat, beugt sie sich erst einmal weit vor, um die Lage genau zu prüfen. Als sie sich wieder aufrichtet, steht etwas von der Befriedigung des Forschers in ihrem Gesicht, der eine Entdeckung gemacht hat, auf die er schon lange wartete. Das raubt ihren Worten ein wenig von der Herzlichkeit, die sie ausdrücken sollen.

„Weine nur, mein Kind“, sagt Tante Mary, „weine nur, es ist das natürlichste von der Welt. Meine Mutter sagte immer: „Tränen sind Perlen, die Gott uns zum Trost geschenkt hat!“ Es ist undankbar, sie zu verschmähen.“

Dorothea zieht ihre Kinder fester an sich und richtet sich auf, wie in Abwehr. Tante Mary sieht es nicht.

„Willst du nicht die Kinder weg schicken und dich mir einmal ganz anvertrauen? Ich warte schon lange auf eine Aus-

sprache mit dir. Ich denke, du solltest mir viel zu sagen haben und ich kann gut zuhören. Das ist schließlich das Einzigste, wozu ein alter Mensch wie ich noch recht ist.“

Dorothea schüttelt den Kopf.

Tante Mary aber redet sich in Eifer. Ihre verschmähte Liebe begehrt auf. „Kind, hast du denn alles Vertrauen zu deiner alten Tante verloren? Oder kannst du die Vergangenheit nicht vergessen? Ich bin ein dummer altmodischer Mensch und muß einmal so verbraucht werden . . Sicher hätte ich es lieber gesehen, du hättest jemand aus unsern Kreisen geheiratet . . . Aber jetzt ist das doch alles vorbei, und du solltest bedenken, daß wir beide dasselbe Blut haben.“

Das alte Fräulein meint es sicherlich sehr gut und hat wohl keine Ahnung, wie ihre Worte verletzen. Sie wundert sich nur, daß Dorothea keine Antwort für sie hat, sondern still die Bibel zuklappt und aufsteht.

„Genug für heute, morgen ist auch noch ein Tag. Sagt der Tante Gute Nacht.“

Die Kinder fügen sich widerstrebend, doch sie haben gehorchen gelernt. Tante Mary nimmt es auch heute nicht so genau. Sie sieht kaum hinunter zu den kleinen Kinderhänden.

„Nicht wahr, du kommst wieder? Ich warte gern ein wenig.“

„Ich wollte eigentlich oben bleiben“, sagt Dorothea, „der Hase ist nicht recht in Ordnung . . .“

„Dann kann ich vielleicht hinaufkommen?“

„Sei nicht böse, aber es paßt heute schlecht. Der Hase ist immer so erregt, wenn Fremde kommen . . .“ Wie rasch Dorothea sich wieder daran gewöhnt hat, diese glatten Notlügen zu sprechen. Doch es ist umsonst.

„Zu meiner Zeit“, sagt Tante Mary mit jenen raschen Worten, die vom Zorn getrieben werden, „nahm man nicht so viel Rücksicht auf Kinder. Da gingen die Erwachsenen vor. Aber heute ist ja alles anders geworden . . .“

Ja, es hat sich wahrhaftig vieles geändert seit der Zeit, da Dorothea Lindenhof verließ.

Nur der Frühling ist derselbe geblieben und der Duft des Faulbaums, dieser betäubende, sehnuchtschwangere Duft . . .

Was macht eigentlich Karl in dieser ganzen Zeit? Er gehört doch zu Dorothea, Bruder und Schwester, die einander nie fremd werden können?

Leider weiß man bei Karl nie, wo der Ernst anfängt und wo die Beweglichkeit seines Geistes aufhört. Er ist vielleicht zu klug, von jener Klugheit, die eigentlich nur alte Leute haben, weil sie von der Höhe ihrer Erfahrung in einer Art von Fernsicht die Dinge sehen.

Aber wie alt sind eigentlich jene Männer, nachdem vier Jahre Krieg über sie hinweggegangen sind? Ihrem Geburtschein nach stehen sie in den besten Mannesjahren, doch ist dies nicht mehr als ein äußerlicher Anhalt. Die Zeit ist ja keine unveränderliche Größe, wie die Menschen es gern glauben. Diese vier Jahre haben manche in ihrem Ernst festgehalten, sie sehen nur noch das Leid auf der Welt und finden nicht mehr hinaus, andere wieder glauben, veräumte Jugendfreuden nachholen zu müssen.

Bei Karl scheint es, als stände er über dem allem, deshalb wirkt er wohl so alt. Er kann mitunter kindisch vergnügt sein, als suche die unverbrauchte Kraft des Landkinds einen Ausweg. Im übrigen aber ist er gelassen, wie jemand, der seine Pflicht erfüllt hat. Und dazu hat er ein Recht, denn er hat den grauen Rock in strenger Zucht getragen und alle, die ihn in diesen Jahren kannten, rühmen seine Haltung. Nun aber hat er mit dem engen Soldatenrock zugleich alle Begriffe abgelegt, die einen Menschen einengen können. Er hat wohl ein drittes Leben begonnen und hat dabei nicht mehr als einen oberflächlichen Gefallen an der ganzen Sache.

In der allerletzten Zeit allerdings hat Karl sich geändert, er ist ernster geworden. Und wenn Dorothea das nicht bemerkt, dann nur, weil gegenwärtig alles um sie her ernst ist. Außerdem hat sie keinen Blick für Liebesdinge. Vielleicht war ihre eigene Liebe zu groß, um da-

neben Platz für fremdes Erleben zu lassen. So etwas gibt es.

Karl liebt also, und man muß ihm von Herzen Glück dazu wünschen. Denn diesmal handelt es sich nicht nur um solch ein kleines Spiel, das aus ein wenig Sinnelust und ein wenig Eitelkeit aufgebaut, mit ein wenig schlechtem Gewissen und ein wenig Lüge endet. Karl ist jetzt in dem Alter, in dem sich ein Mann entscheiden muß, ob er aus der Einsamkeit seiner Selbstsucht in den Kreis der ewigen Erneuerung treten will, oder ob er für sich allein verdorren will, eine vergessene Wurzel.

Es scheint, als habe Karl sich nunmehr entschieden, zur großen Überraschung von Tante Mary, die schon alle Hoffnung für ihn aufgegeben hatte.

Dies gute alte Fräulein, das selbst von der Liebe übergangen worden ist, hat sich seit jeher die redlichste Mühe gegeben, ihren Nessen standesgemäß zu verheiraten. Sie hat es verstanden, verschiedene junge Nichten nach Lindenhof zu bringen, nette Kinder, mit glatten Haaren, roten Backen und gesunden Busen.

Karl hat alle überstanden, auch Julia, die Prinzessin aus einstmalig regierendem Hause, die sozusagen Tante Marys letztes Aufgebot gewesen war. Ja er besaß sogar die Frechheit, zu sagen: „Liebe Tante Mary, vielleicht siehst du jetzt ein, daß ich nun einmal wirklich nicht für den soliden Landschlag passe, der in unsern Gestüten gezogen wird.“

Natürlich hatte Tante Mary daraufhin geschwiegen, — wie konnte sie auch ihrem Nessen auf dem schlüpfrigen Pfade derartiger Gespräche folgen — und sie hatte daraus den Schluß gezogen, daß Karl eine unglückliche Liebe haben müsse, solch eine heimliche sündige Liebe, von der alle alten Damen träumen . . .

Jedenfalls hatte sie sich nicht der Ansicht ihrer Freundin Xenia anschließen können, die in Berlin lebte, ein großes Haus hielt, und der Gesellschaft sozusagen den Puls zu fühlen in der Lage war. Diese Xenia, von Tante Mary zugleich bewundert, bestaunt und verurteilt, hatte nämlich gesagt: „Es ist heutzutage für ein junges Mädchen kaum möglich,

einen Mann an die Kandare zu bekommen . . . die jungen Frauen verderben alles! Man kann es den Männern nicht einmal übel nehmen, daß sie sich nicht binden wollen, wo sie es ohnedem so leicht haben können.“

Ach, gute Tante Mary, du verstehst wohl nichts von der Liebe, aber du hast sicher recht, dich über Xenias Leichtfertigkeit zu empören.

Das Schicksal dagegen ist ungerecht, denn es hat Xenia den Trumpf in die Hand geschmuggelt, nach dem Tante Mary vergeblich gesucht hat.

Vor zwei Wochen nämlich, kurz vor Kurts Tode, schrieb Xenia:

„Liebste Mary, wenn du wirklich noch erleben solltest, daß Lindenhof, so Gott will, einen Erben bekommt, wie es sich gehört, so hast du dies nur mir zu verdanken. Ich will nicht mehr sagen, denn du bist zu ungeschickt und unerfahren in zarten Dingen, und würdest womöglich noch alles verderben. Ich kenne ja das Leben etwas besser und weiß, daß man für Männer wie Karl die Speisen schon etwas schärfer würzen muß. Aber sei unbesorgt, es ist alles in bester Ordnung, Name, Vermögen, was du willst. Du kannst mit deiner Xenia zufrieden sein“

Tante Mary ist natürlich gar nicht zufrieden mit diesen Andeutungen. Sie ist sogar sehr böse auf ihre ungleiche Freundin. Aber sie schweigt. Sie tut, als habe sie den Brief gar nicht bekommen, und freut sich im stillen, wie schmerzlich Xenia auf ihre Antwort warten mag.

Das ist ihre Rache, damit betäubt sie ihre eigene Neugier und Ungeduld. So sitzen diese beiden alten Damen und arbeiten, Spinnen gleich, eifrig an ihren Netzen, ungestört von dem Sturm, der durch den Wald tobt und die stärksten Bäume entwurzelt.

In der Zwischenzeit arbeitet der Rechtsanwalt Knebel an der Aufgabe, die ihm sein Freund Kurt hinterlassen hat. Sie ist schwierig, fast undurchführbar. Offenbar hat der Arzt sein Vermögen überschätzt. Wer kann sich auch noch zurechtfinden in dieser Zeit, wo das

Geld zwischen den Händen zerrinnt wie Butter in der Sonne?

Vielleicht noch am ehesten der Rechtsanwalt Knebel. Wenn es jemand gelingen sollte, das graue Haus in der Hindenburgstraße von Herrn Siebert zu erwerben, dann nur ihm. Nicht nur seine zielstrebige Gewandtheit wird ihm dabei helfen, sondern auch der Ruf seiner früheren Erfolge. Niemals haben die Menschen sich blinder der Führung einer Persönlichkeit unterworfen, als in diesem Durcheinander der Anschauungen und Ereignisse.

Knebel hat den großen Vorteil, zwischen oder sogar über den öffentlichen und heimlichen Parteien der kleinen Stadt zu stehen. Er gehört weder zu den Alten, die unzufrieden sind, noch zu den Jungen, die noch nicht einsehen können, daß ihr weltbeglückender Traum sich nicht erfüllt. Er macht seine Späße ebenso über den alten Oberst wie über Herrn Preuß, den Gewerkschaftssekretär. Er ist nicht Grundbesitzer, der um seine vermeintlichen Rechte kämpft, noch Arbeiter, der eben diese Rechte bestreitet. Man weiß wirklich nicht recht, wo man diesen kühlen Mann einordnen soll, aber seine Rechtlichkeit ist bekannt und sein Rat hat noch niemanden geschadet. Deshalb hört jeder gern auf ihn.

Mit dem Vorteil dieser Stellung ausgerüstet, geht Knebel in die Adlerapotheke.

„Herr Siebert“, sagt er nach einigen einleitenden Sätzen, „Sie müssen sich rasch entscheiden. Oder wollen Sie auf dem alten Kasten sitzenbleiben?“

„Warum nicht?“ Herr Siebert stellt sich vollkommen gleichgültig.

„Weil Sie schon genug Häuser haben und in absehbarer Zeit vielleicht einmal Bargeld brauchen werden. Solch ein Haus läßt sich aber nicht jeden Tag zu einem guten Preis verkaufen.“

„Bisher habe ich an Häusern noch nichts verloren.“

„Nein, daran werden Sie auch kaum etwas verlieren. Aber vielleicht an andern Geschäften, die Sie in letzter Zeit eingegangen sind . . .“

„Was meinen Sie damit?“

Knebel hat gerade keine Zeit zu antworten. Er blättert in seinem Notizbuch. Dann dreht er sich eine Zigarette. „Sie gestatten doch?“ fragt er höflich.

Herr Siebert nickt und Knebel fingert umständlich an einem Feuerzeug herum, das seinen Zweck nicht erfüllen will.

Endlich kann der Apotheker sich nicht mehr zurückhalten: „Wer hat Ihnen eigentlich von meinen Geschäften gesprochen?“

„Ihre Frau“, sagt Knebel sanft.

Herr Siebert prallt zurück. Weiß er vielleicht nicht, daß die kleine Stadt schon lange mit Erregung die gemeinsamen Autofahrten von Herrn Knebel und der jungen Frau Siebert verfolgt? Doch, er weiß es. Herr Siebert will ein moderner Mensch sein, er hat es nicht ungern, sozusagen an der Spitze des gesellschaftlichen Fortschritts zu stehen.

Aber dies geht nun doch etwas zu weit. Was den Mann Siebert wider alle Natur nicht verlezt, das berührt den Geschäftsmann Siebert auf das peinlichste.

„So“, sagt er, „das ist ja reizend! Sie benutzen wohl Ihre gesellschaftlichen Beziehungen zur Spionage für Ihre Geschäfte?“ Der Zorn und die gerechte Empörung sprühen ordentlich aus seinem grauen Spitzbart.

Und was tut Knebel dazu?

Knebel lacht, laut und ungebunden, er lacht wohl wirklich Herrn Siebert aus. Aber nein, jetzt hat er sich gefaßt, er hat den Ernst der Lage begriffen.

„Mein lieber Herr Siebert“, sagt er, „wollen wir nicht endlich offen und vernünftig miteinander reden? Sie kennen mich ja schließlich nicht seit gestern und haben mir schon einige Geheimnisse verraten, ohne dabei schlecht zu fahren. Und warum sollen Sie nicht nebenher ein kleines Bankgeschäft betreiben? Das spricht nur für Ihren Unternehmungsgeist und ich verstehe vollkommen, daß Ihre Frau stolz darauf ist . . .“

„Ach so“, meint Herr Siebert beruhigt.

Und dann spricht Knebel weiter in dieser freundlich belehrenden Art, der man sich schwer entziehen kann. Er macht Herrn Siebert auf die Gefahren solcher

Geschäfte aufmerksam, die außerhalb des eigentlichen Berufes liegen.

Dem alten Mann wird es nicht behaglicher dabei.

Deshalb, meint Knebel, sollte Herr Siebert sich eine Rücklage in leicht verkäuflichen Werten zulegen. Er, Knebel, verfüge augenblicklich zufällig aus dem Nachlaß seines Freundes über derartige Werte, die aber für die Witwe von geringerem Nutzen seien als ein festes Dach über dem Kopf.

Das leuchtet Herrn Siebert ein. Er ist auch kein Unmensch und möchte der armen Frau gern helfen. Aber natürlich gäbe niemand in solch einer Zeit gern feste Werte aus der Hand . . .

Dazu würde Knebel auch nie raten. Aber so ein guter Auslandswert, das sei doch etwas anderes.

Die beiden Männer sind sich im Grunde einig, es bleibt nur noch übrig, über den Preis zu verhandeln. Aber dazu soll es heute wohl nicht mehr kommen, denn Frau Siebert tritt unerwartet ins Zimmer.

Sie kommt gerade vom Strandbad, dem Stolz der kleinen Stadt, in dem Herr Siebert auch einen Teil seines Geldes festgelegt hat. Sie bringt den herben Duft des Wassers mit. Aus ihrer glatten Jugend strahlt die Wärme des Frühlingstages. Ihre Augen spiegeln den Glanz der sonnenbeschieneenen Wellen wieder. Glücklich der Mann, der in dieser nüchternen Zeit solch eine Frau besitzt.

Herr Siebert bemerkt nicht einmal, daß er im Augenblick fast ein wenig überflüssig ist. Denn die kleine Frau hat schon ein Gespräch mit dem Rechtsanwalt begonnen. Ihre helle Stimme kugelt lustige Worte aus dem runden Mund. Ganz warm kann einem dabei ums Herz werden, und Herr Siebert sagt:

„Kinder, ich habe einen charmanten Einfall!“ Die beiden andern sehen erstaunt auf den plötzlich so fröhlichen alten Mann. „Wir fahren gleich einmal hinaus auf den großen See. Mein Motorboot ist gerade überholt worden, wir machen sozusagen die diesjährige Jungfernfahrt. Du Molly, sorgst für ein gutes kleines Mittag, ich kümmerge mich um

den Wein, und Herr Knebel ist unser Gast. Na, nennt man das einen guten Vorschlag?"

Frau Siebert sieht auf ihren kleinen Schuh hinunter, Knebel auf seine Arm-banduhr. Herr Siebert wartet. Er hat einen großen Stein ins Wasser geworfen, die Wellen können nicht ausbleiben.

Und doch bleiben sie aus. Knebel bittet einfach, ihn entschuldigen zu wollen. Er habe noch wichtige Arbeiten.

"Ich auch, ich auch", poltert Herr Siebert los. "Aber wir wollen ja gerade einmal die Sorgen zuhause lassen. Sie verdienen sich noch einmal krüppelig, Herr Rechtsanwalt, wenn Sie sich nicht etwas schonen . . ." Sein Lachen dröhnt aus den Tiefen seines schweren Leibes wie aus einem Keller. Jetzt hat er es dem tüchtigen Rechtsanwalt einmal in aller Lebenswürdigkeit gegeben und sogar in Anwesenheit seiner Frau!

"Nicht daß ich wüßte", antwortete Knebel kühl. Dieser Mann versteht augenblicklich keinen Spaß. Man könnte sagen, daß der Ton seiner Stimme eifrig ist, und Frau Siebert sieht noch immer nicht von ihren Schuhen auf. Nur als der Rechtsanwalt sich wirklich verabschiedet, leuchtet sie ihm noch einmal mit ihren hellen Augen ins Gesicht, als wolle sie seine wirklichen Gedanken ergründen.

Herr Knebel scheint den Blick nicht zu bemerken. Seine Verbeugung ist höflich, aber nicht einen Grad zu höflich, und zu Herrn Siebert sagt er sogar: "Nicht wahr, über den Preis sprechen wir noch", als wisse er nicht, daß man in Gegenwart von Damen nicht vom Geschäft redet.

Als er fort ist, sagt Frau Siebert böse: "Daß du dir diese tolpatschige Vertraulichkeit nicht abgewöhnen kannst! Du siehst doch, was du damit anrichtest!"

Herr Siebert schweigt. Er ist einfach niedergebroschen, ein gutes dickes Tier, das über seine eigenen Beine gestolpert ist.

Und da zeigt Frau Siebert, daß sie trotz allem eine gute Frau ist. Sie freichelt ihren alten Bär und sagt:

"Weißt du, Alterchen, wir fahren eben allein. Oder wir laden den Oberst ein. Was brauchen wir Knebel, wenn er keine Zeit hat!"

Der Rechtsanwalt Knebel bleibt ein eigentümlicher Mensch. Seine Tatkraft gleicht dem unbewußten und darum unbeirrbareren Drang eines Keimes, der die Erde sprengen will. Wenn er sich eine Aufgabe gestellt hat, so ist für ihn die Frage belanglos geworden, ob dies Ziel den Aufwand lohnt. Die Tat als solche ist ihm wichtiger als der Zweck.

Sicherlich gründet sich das Geheimnis seines Erfolges auf diese Einstellung. Unter Menschen, die nur dem Zweck leben und sich seinen wandelbaren Forderungen unterwerfen, erhält seine Handlungsweise beinahe die Durchschlagskraft eines Naturgesetzes. Und mit eben dieser Ausschließlichkeit widmet er sich dem letzten Willen seines Freundes.

Was aber denkt Dorothea darüber, die es doch schließlich am meisten angeht?

Dorothea wandelt zur gleichen Zeit unter den großen Linden, die ihrer Heimat den Namen gegeben haben. Sie lauscht den Bienen, die um die Lichter der Kastanien streiten, sie begrüßt den Storch, der wie immer sein Nest über dem Giebel der Einfahrt baut, was schon die weißen Spuren auf den Treppenstufen anzeigen.

Störche werden alt, und man sagt, sie kämen immer auf das gleiche Nest zurück. Wie dem auch sei, in Lindenhof glaubt man wenigstens daran, daß der große Vogel ein Freund des Hauses und mit seinen Bewohnern vertraut sei. Einheimische achtet er, für Fremde aber ist Vorsicht vor seinem unverhofften Gruß aus der Höhe geboten. Ja, der Storch in Lindenhof hat sich bisweilen wie ein guter Hausgott gezeigt, der unliebsame Gäste schon vor der Türe zum Umdrehen gezwungen hat.

Dorothea allerdings braucht von ihm nichts zu befürchten, und auch die Kinder läßt er in Ruhe.

Nein, wie diese Kinder die Freiheit des Landlebens genießen! Fast könnte man böse sein über so wenig Gedächtnis und soviel Lebensfreude, während die

Erde auf dem Hügel unter den Kiefern noch feucht ist . . .

Die Kinder haben Emir, den alten Esel, der steifbeinig die Freiheit eines faulen Alters genießt und selbständig lange Spaziergänge macht, in einer Ecke des Obstgartens entdeckt. Erst haben sie sich mit einer gewissen Ehrfurcht genähert, denn er legte die Ohren zurück und machte sein tüdkisches Gesicht, wie ein galliger alter Herr. Aber dann ist Peter auf ihn zugegangen und Emir hat es sich gefallen lassen, daß der Junge sich in seine Mähne hängte. Und jetzt sind sie alle um ihn herum, wie Fliegen vor dem Gewitter. Sie ziehen ihn am Schwanz, schreien ihm „Ja“ in die Ohren, jubeln und lachen.

Emir aber erträgt alles mit Gleichmut, ja es scheint ihm zu gefallen. Vielleicht fühlt er sich wieder jung und nimmt gern die lästige Vertraulichkeit der Kinder um der Süße der Erinnerungen willen hin . . .

Dorothea ist heimgekehrt, und mit ihr die Kinder!

Lindenhof hat sie aufgenommen, als habe es nur auf sie gewartet, ein warmes Nest, das verschont blieb von Sturm und Zerkfall einer erschütterten Welt. Gewiß, Dorothea ist eigentlich nur für kurze Zeit zu Besuch gekommen, aber wie leicht werden aus Tagen Wochen, aus Wochen Gewohnheit und aus Gewohnheit ein Leben!

Karl, der gutmütige, herzenswarme Karl, wird seine Schwester nicht vertreiben, und auch Tante Mary ist zufrieden. Fast scheint es, als habe das Schicksal deshalb den Mann so roh und scheinbar sinnlos aus Dorotheas Leben gerissen, um zu zeigen, daß ihr Sprung von der Geborgenheit in die Liebe nicht mehr sein sollte, als ein kurzer Seitenweg, der kaum beschritten nach wenigen Jahren wieder vergrast . . .

All dieses weiß Knebel nicht, und es würde ihn wohl auch nicht beeinflussen. Und so steht er jetzt, kaum daß er Herrn Siebert verlassen hat, vor dem grauen Haus und zieht an der altväterischen Klingel.

Malchen ist zu Hause, wie könnte es auch anders sein. Sie darf doch das Haus

nicht allein lassen, wenn Dorothea nicht da ist!

Malchen zeigt sich noch abweisender als sonst, und selbst die kede Maisonne findet nicht auf ihr strenges Gesicht, denn die alte Frau öffnet nur einen ganz kleinen Spalt der Tür, gerade breit genug, um ihr Mißtrauen, dies ewige Mißtrauen des Bauern, deutlich zu offenbaren.

Knebel sieht darüber hinweg. „Guten Tag, Malchen“, sagt er, als ob er zu der Familie gehöre und nicht auch Fräulein Malchen sagen könnte, wie sich das für einen Fremden paßt. Dazu streckt er wie selbstverständlich die Hand aus.

Malchen hat diese Hand gedankenlos ergriffen, ehe sie es sich recht versehen hat. Und damit ist die Vertraulichkeit wiederhergestellt, wie sie vor Jahren war, als der Rechtsanwalt hier noch täglich aus und ein ging.

Und doch steht um beide das unwiderstehliche Geschehen der letzten Wochen. Nur sprechen sie nicht davon. Mit Reden hat man noch nie etwas wieder gutgemacht. Das weiß Malchen aus den Tiefen ihres einfachen, unverdorbenen Gemüts heraus, und der Rechtsanwalt, weil er es gelernt hat in den vier Jahren, die nachträglich wie ein kurzer Traum scheinen und doch von ihm, wie von allen andern, die dabei waren, ganze Jahrzehnte von Verbildung genommen haben.

„Aber ich möchte etwas anderes von Ihnen, vielleicht haben Sie etwas Zeit für mich.“

Sie gehen in Kurts Arbeitszimmer, in dem alles unverändert geblieben ist. Nur die Vorhänge sind geschlossen, und dies Dunkel an dem hellen Frühlingstag wirkt unheimlich. Knebel öffnet unbekümmert das Fenster. Von draußen her flutet das Treiben der Straße herein. Aber der Ausdruck des Zimmers ändert sich nicht.

Der Rechtsanwalt greift nach seiner Tabaksdose. Dann sucht er nach Feuer. Er hat sein Spielzeug augenscheinlich bei Herrn Siebert vergessen. Auf dem Aschenbecher lagen doch immer Streichhölzer? Er sieht sich vergeblich nach ihnen um. Selbst Malchens treue Gewissenhaftig-

keit hat vergessen, für eine neue Schachtel zu sorgen.

So ist es. Ein Mensch ist fortgegangen, seine Wünsche sind erkaltet, und gleich spürt man es, bei der ersten Kleinigkeit. Die Dinge sind zu ihrer eignen Leblosigkeit zurückgekehrt, seit der Mensch nicht mehr da ist, dem sie dienten und dessen Wille sie beseelte.

Malchen wird ordentlich rot unter ihren grauen Haaren, als habe man sie auf einer Untreue ertappt.

Kann der Rechtsanwalt Knebel Gedanken lesen? Wohl kaum, und es ist vielleicht ein Zufall, daß er gerade anfängt, über Treue zu sprechen. Er sagt, daß Dorothea jetzt mehr denn je Malchens Treue brauche.

Ja, das weiß Malchen auch ohne ihn, ihr Dochen wird sie nicht verlassen.

Wenn aber Dorothea in Lindenhof bliebe?

„Gott sei Dank!“ sagt Malchen aus tiefstem Herzen. Es ist offensichtlich, sie wird den Tag segnen, an dem sie fort kann aus dieser steinernen Ode zu dem weichen Schoß der Erde.

Gerade dies aber will der Rechtsanwalt Knebel nicht. Er versucht Malchen mit allen Mitteln zu überreden, hier in dem grauen Haus zu bleiben.

„I Gott bewahre“, sagt Malchen, und obendrein gehöre sie zu ihrer Herrschaft und den Kindern.

Knebel schüttelt den Kopf. „Man kann Menschen auf verschiedene Art dienen, und der einfachste Weg ist immer der richtigste. Es war Dr. Palzows letzter Wunsch, dies Haus für seine Frau und seine Kinder zu kaufen. Das hat aber nur einen Zweck, wenn Sie hierbleiben.“

Das kann Malchen nicht verstehen. Das will sie auch nicht verstehen. Was soll das Dochen denn mit dem Haus hier? Sie hat es doch viel schöner in Lindenhof.

Der Rechtsanwalt macht ein sehr ernstes Gesicht „Malchen“, sagt er, „wir können nicht in die Zukunft sehen . . .“

Jetzt glimmt in den Augen der alten Frau ein Schimmer des Verstehens. Nun, sie will immerhin hören, was der Rechtsanwalt sonst noch zu sagen hat. Mittlerweile wird sie ihn genau beobachten . . .

„Denken Sie bitte, Malchen, was soll werden, wenn der Herr Karl einmal heiratet?“

Daran hat Malchen wirklich noch nicht gedacht. Ja, was soll dann werden?

„Dann wird sie fort müssen aus Lindenhof, das ist doch klar.“

„Ja.“ Malchen nickt. aber sie scheint gar nicht recht zuzuhören.

„Und wo soll Frau Doktor dann hin?“

Ja, wo soll sie hin?

„Hierher“, sagt Knebel mit Wärme, „und Sie sollen auf sie warten, damit sie ein Zuhause vorfindet . . .“

Malchen schüttelt den Kopf. Dabei sieht sie dem Rechtsanwalt ununterbrochen in die Augen.

Knebel ereifert sich: „Malchen, Sie haben doch das Herz auf dem rechten Fleck, was man heute nicht von allen Menschen behaupten kann. Darum will ich Ihnen etwas sagen . . .“

Er kommt nicht dazu. Malchen ist plötzlich aus ihrer Erstarrung erwacht. Sie lächelt ein wenig und unterbricht dann Knebel in seinem schönsten Redefluß:

„Nee, Herr Rechtsanwalt, da brauchen Sie sich gar keine Mühe zu geben. Die Dochen — ich meine die gnädige Frau — heiratet bestimmt keinen andern mehr!“

Nun ist Knebel der Satz im Munde steckengeblieben und er findet ihn auch nicht wieder. Er steht auf, macht noch ein paar Redensarten, wie wohl ein Knabe seinen Stock hinter einem Hasen herwirft, der ihm entwischt ist.

Nein, diesmal geht er nicht als Sieger. Wenigstens scheint es nicht so. Vielleicht aber hat er eben mit seiner Verwirrung mehr erreicht, als durch sein ganzes Reden. Malchen hat ihn nicht aus den Augen gelassen, und die alten Augen sind scharf, von der Weitsicht alter Menschen. Malchen will nichts von dem Plan des Rechtsanwalts wissen. Er ist ihr zutiefst zuwider. Aber ihre Augen haben ihr gesagt, was Knebel verschweigen wollte. Und Malchen glaubt jetzt, daß man seinen Absichten vertrauen kann. Und wenn eine Frau erst vertraut, dauert es nicht mehr lange, und sie fügt sich . . .

Ach was, laßt mich doch zufrieden mit diesem alten grauen Haus, mit diesem

Rechtsanwalt und seiner Geschäftigkeit! Mag er sich denken, was er will, mag er gutwillig oder geschäftstüchtig, eigennützig oder verliebt sein, er wird Dorotheas Schicksal nicht ändern können.

Es ist ja nicht ein Einzelschicksal, um das es geht. Immer niedriger ziehen die drohenden Wolken des Verfalls über das ganze Land und Zeugen von der Ohnmacht des Staates. Seitdem das Selbstbewußtsein des Volkes unter dem schweren Mantel der Not in todesähnlichen Schlaf versunken ist, scheinen unheimliche, unfasbare Kräfte freigeworden zu sein, denen der Mensch nun auf Gedeih und Verderb unterlegen ist.

Wer glaubt denn noch daran, daß der Wille Berge versetzen kann? Er ist gegenüber jenen dunklen Mächten nicht mehr als der Atem eines Knaben, der sich gegen die Wellen des Meeres ausbläht. Gewiß, bisweilen hat die Notwendigkeit der Selbstbehauptung die Faust erhoben. Einmal hat es genügt, um die größte Gefahr von der Heimat abzuwenden. Aber die Abstimmung ist schon wieder in der Vergessenheit versunken, und diesmal, dort an den entgegengesetzten Grenzen, muß die Faust sich der Gewalt öffnen, weil im übrigen Reich der Totenschlaf weitergeht.

Woher kamen nur diese Kräfte, unter deren Gewalt der einzelne Mensch sich vergeblich windet, wie Fische unter einem Netz? Das ist die Frage, die alle bewegt und entmutigt. Gewiß, der einzelne hat noch eine scheinbare Freiheit des Entschlusses, die Gedanken können noch den Himmel stürmen, aber die Tat stößt gleich wieder gegen dies Netz, das den Wunsch in sein Gegenteil verkehrt. Dabei kann man es nicht einmal genau erkennen, und schiebt deshalb dem Nachbarn, den man sehen kann, die Schuld zu.

Herr Preuß, dieser Mann aus dem Volk, der sein ganzes Leben lang sich für die Rechte der Armen eingesetzt hat, wettet gegen die Gutsbesitzer, die Arbeitgeber, ja gegen die Besitzenden überhaupt, weil sie mit der Macht ihres Geldes eigennützig die kaum aufgegangene Saat der Freiheit zertrampeln. Der Superintendent Schmal wieder wirft Herrn Preuß vor, daß seine Reden die

schlechten Triebe im Menschen wecken, daß der Neid üppig ins Kraut schieße und daß die Jugend aller Zucht entwache. Die Städter schimpfen über die teuren Preise von Gemüse und Kartoffeln und die Bauern können sich keine Maschinen anschaffen, weil sie noch schneller im Preise steigen als die eignen Erzeugnisse. Der alte Oberst führt alles Unheil auf den verlorenen Krieg zurück und spricht von dem Dolchstoß in den Rücken der Armee, während Herr Fuhrmann, der Demokrat, ihm die Mängel der politischen Führung im Kriege nachweist.

Und die Wolken ziehen, und die Wolken ziehen.

Was bedeuten dagegen die lächerlichen Anstrengungen des Rechtsanwalts Knebel, wo ein ganzes Volk sich seinem Schicksal nicht entziehen, ja es nicht einmal erkennen kann? Die toten Dinge sind zur Macht gelangt, die Not hat ihnen den lebendigen Atem eingehaucht und der Mensch hat sie anerkannt. An Stelle vom menschlichen Willen, von Mut, Tapferkeit und Opferbereitschaft sind die angeblich „ewigen Gesetze der Wirtschaft“ getreten. Sie haben den lebendigen Herzschlag des Volkskörpers erdrückt.

Man baut ihnen einen Tempel und verehrt sie. Man sucht sie zu erkennen und kämpft um die Form, ihnen zu dienen. Die einen glauben, der Wohlstand der Allgemeinheit sei eine wissenschaftliche Frage der Verteilung, ohne nach ihrem Ursprung zu forschen. Die andern wieder sehen nur die Quelle und suchen ihren spärlichen Fluß in Kanäle zu lenken, in denen sie vor unsachgemäßem Zugriff sicher ist. Und beide sind nicht böswillig, nicht einmal das, von wenigen Ausnahmen abgesehen, sie sind nur geblendet von diesem Glanz, der von einem lebendigen Gott auszugehen scheint.

Die Dinge aber werden niemals lebendig werden, ihnen fehlt jene übersinnliche Kraft, die dem Menschen in Form der Eingebung, des Willens ja der Seele gegeben ist. Die Dinge haben keine eignen Gesetze sondern sind zum Dienen verurteilt. Sie treiben dahin auf dem Meer von Ursache und Wirkung, und wer sich

ihnen unterwirft, wird immer wieder von der Sinnlosigkeit ihrer Bewegungen zermalmt werden.

Wer hat denn wirklich bewußt jene Gefahr heraufbeschwören wollen, die jetzt an den Grundlagen fast jeder einzelnen Familie rüttelt? Wer ist so vermessen, zu behaupten, er habe die Flut der Marktentwertung in Bewegung gesetzt, die alles Bestehende einzureißen droht? Die Verantwortung und Erfahrung in die Schuttkörbe des Überlebten verdammt und Vorwitz und Bedenkenlosigkeit belohnt? Die eine Kluft aufreißt zwischen Alter und Jugend, daß die Väter gegen ihr besseres Wissen die Erfolge von Knaben anerkennen müssen, denen noch kaum der Bart wächst?

Sicherlich gibt es viele, die ihren Nutzen aus der Verwirrung aller Begriffe ziehen. Aber das sind kleine Fliegen, wie sie immer um einen kranken Körper gaukeln, nicht mehr. Ihr Eintagsdasein eignet sich nicht für Pläne auf lange Sicht, wie sie am Ursprung jeder großen Bewegung stehen.

Nein, die toten Dinge treiben, der menschlichen Führung ledig, ihrer Heimat, der Unterwelt zu . . .

Aber was soll denn aus Dorothea werden? Sie hat gerade erst dreißig Jahre hinter sich gebracht, und man darf nicht vergessen, daß sie die ersten zwanzig Jahre auf dem Lande, sozusagen mit der langsamen Stetigkeit eines Baumes aufwuchs. So ist sie jung, und das Leben liegt vor ihr. Es ist schon der Mühe wert, sich damit zu befassen.

Und vor allem, sie ist eine Frau, sie hat Kinder. Sie ist berufen, das Leben weiterzuführen. Auch in einer Zeit, in der das männliche Planen zur Hoffnungslosigkeit verdammt scheint, schützt die Allmacht in ewiger Weisheit die Frau vor des Gedankens Blässe. Oder glaubt jemand, daß Dorothea dem Hasen einen Löffel von seinem Abendbrot ersparen oder ihm eine trockene Windel weniger geben wird, weil der Dollar seit gestern von 1 Million auf 2 Millionen gestiegen ist?

In den schweren Zeiten sind die Mütter die gesunden Blutsteile im Körper des Volkes. Die Verantwortung für die Kin-

der ist wie ein Gewicht, das sie immer wieder zur Erde zieht. So bleiben sie unter dem ewigen Zwang der Befehle des Wachstums und können sich nicht in dem luftleeren Raum weltfremder Gedanken verlieren. Die Forderungen der Stunde sind für sie Gebot, und das Jahr ist ihnen nicht ein Zukunftsbegriff, an dem Hoffnungen erfüllt werden oder zerschellen können, sondern eine Kette erfüllter Stunden, die der Vergangenheit angehört.

Und wie steht es mit der Liebe?

Sie gehört doch wohl auch zu den Kräften, die ihren Ursprung in jenem Zwischenreich haben, an das die Hoffnungslosigkeit nicht heranreicht.

Die Liebe ist stärker als die toten Dinge. Vielleicht hält sie den Rechtsanwalt Knebel in der kleinen Stadt zurück, die eigentlich zu eng ist für seinen Geist . . .

Übrigens verfolgt Knebel immer noch ein und dasselbe Ziel, und inzwischen vernachlässigt er alle anderen Geschäfte. Vergeblich warten die Kunden auf seinem Büro. Nicht nur, daß die Chefrau Schramke mit ihrer Klage gegen die Schwiegermutter, die zu ihr „grise Sau“ gesagt hat, von dem strengen Bürofräulein hören muß: „Der Chef ist nicht zu sprechen!“, auch der Ökonomierat Stein kommt umsonst, einer der treuesten Anhänger Knebels, dem nicht wohl ist, wenn er nicht mindestens wöchentlich einmal eine Aussprache mit dem Rechtsanwalt gehabt hat.

Knebel ist heute nach Lindenhof gefahren. Er hat sich vorher bei Karl angemeldet, und kommt zu einer Zeit, als Dorothea gerade mit den Kindern in den Wald gefahren ist. Er hat es scheinbar nicht eilig, sie wiederzusehen.

Karl mag den Rechtsanwalt gern, er nennt ihn den „geknebelten Napoleon“, mit jener Freude am Wortspiel, in der ein großer Teil seiner nicht unbeachtlichen Begabung sich erschöpft. Tatsächlich hat Knebel etwas Ähnlichkeit mit dem großen Eroberer, wenn man sich diesen auch schwer blond vorstellen kann.

Der Rechtsanwalt bleibt dem Herrn auf Lindenhof nichts schuldig und nennt ihn „Ritter Karl“, womit er dem ande-

ren etwas näher auf den Leib rückt, als dieser es gern hat. Es sind zwei Welten, die sich da begegnen, oder besser zwei Gestirne, von denen eines gerade ausgeht, während das andere den Höhepunkt seiner Bahn bereits etwas überschritten haben dürfte.

Karl weiß natürlich von dem Testament. Er hat sich aber nicht weiter darum gekümmert, denn bei Knebel ist es in besten Händen und Karl läßt Unannehmlichkeiten am liebsten auf sich zukommen.

Er ist trotzdem nicht sehr überrascht, als Knebel ihn geraderaus bittet, mit der fehlenden Summe für Dorothea einzutreten.

„Wissen Sie, lieber Knebel“, meint er nach einer Weile Nachdenkens, „das ist ein bißchen viel Geld, das Sie so mir nichts dir nichts von mir verlangen.“

„Sie sollen ja gar nicht Ihr eigenes Geld in das Haus stecken.“

„Sondern?“

„Einen Teil des Geldes, daß Sie ihrer Schwester aus der Erbschaft schulden.“

Karl schüttelt den Kopf. „Sie wissen doch selbst am besten, lieber Knebel, daß der Betrag, den ich meiner Schwester schuldete, längst entwertet ist.“

Knebel sieht Karl an, lange, unangenehm lange.

„Ritter Karl“, meint er dann, „Ihr Name verpflichtet!“

„Erlauben Sie bitte . . .“

„Kein Grund, sich aufzuregen, mein Lieber. Ich meine nicht Ihren Familiennamen, sondern den Titel, den ich Ihnen ehrenhalber beigelegt habe.“

„Wie kommen Sie eigentlich dazu?“

„Wie ich dazu komme? Nun eben gerade aus dem Grunde, weil ich Sie wirklich für einen verkappten Ritter halte, der sich nicht hinter rechtlichen Ausflüchten versteckt, wie ich es für meine Kunden leider tun muß.“

„Na ja, Sie mögen ja recht haben, aber schließlich . . .“

„Schließlich werden Sie sich nicht auf Kosten Ihrer Schwester bereichern wollen.“

„Davon ist ja gar nicht die Rede!“

„Ich meine doch! Sie sagen ja selbst, daß Ihre Schuld längst entwertet ist.“

„Aber dafür kann ich doch nichts!“

Knebel zuckt die Achseln. Will dieser Mann nicht verstehen oder kann er nicht? Nun, es wird sich zeigen, wer den längeren Atem hat . . .

Jedenfalls setzt er zunächst einmal Karl auseinander, daß Dorotheas Hypothek auf Lindenhof seinerzeit viele graue Häuser wert gewesen sei. Heute ergäbe sich nun die Gelegenheit, wenigstens ein Teil davon zu retten. Aber man müsse schnell zugreifen.

Karl versucht abzulenken: „Sie haben vielleicht recht. Aber ist es nicht gräßlich, wenn man bedenkt, wieviel Menschen heutzutage ganz unschuldig verarmen.“

Knebel biegt den Gedanken zurück: „Ein Mann wie Sie sollte deshalb froh sein, wenigstens seine nächsten Verwandten sicherstellen zu können.“

Das Gespräch zieht sich in die Länge. Knebel ist immer im Angriff, in jenem offenerzigen Ton, den Karl nicht mag. Aber er verteidigt sich mit jener Fähigkeit, die die Stärke der Schwachen ist. Nur langsam wird er in die Enge getrieben. Und nun führt er seinen letzten Grund ins Treffen, der ihm der stichhaltigste dünkt und zumindest wohl auch der ehrlichste ist.

„Lieber Knebel, unter uns gesagt, ich weiß gar nicht, wo ich augenblicklich so viel Geld hernehmen sollte. Frühling und Sommer sind für den Landwirt die laufigste Zeit.“

„Borgen Sie es sich doch.“

„Ja . . . nein . . . das hat auch seine Schwierigkeiten. Sie reden ja nicht darüber, aber ich glaube, daß mein Kontingent bei der Landschaft augenblicklich voll ist.“

So also steht es in Lindenhof. Was ist da zu machen? Knebel läuft aufgereggt hin und her. Endlich bleibt er dicht vor Karl stehen. „Ich könnte das Geld beschaffen, wenn ich Ihre Wechsel querschreibe. Allerdings müßten Sie mir dafür Sicherheiten bieten.“

„Was meinen Sie?“

„Vielleicht, daß Sie mir etwas von Ihrem Inventar verpfänden?“



Korridor vor dem Kapitel-Saal

Schloß Marienburg in Preußen

„Nach seinen vorzüglichen äußeren und inneren Ansichten dargestellt“
Herausgegeben von F. Fried. Berlin 1799.

„Wie komme ich dazu? Ist mein Name nicht gut genug?“

„Sicher, mein guter Ritter, aber er wird die Entwertung nicht aufhalten. Gesetz, ich müßte für Sie einspringen, so will ich etwas Besseres als Papier in den Händen haben.“

Aber dazu kann Karl sich nicht entschließen, und diesmal nutzt auch Knebels ganze Überredungskunst nichts. Er muß schließlich ohne den gewohnten Erfolg heimfahren.

„Der ist auch nicht anders, als alle anderen“, denkt Karl hinter ihm her. „Ich soll selbstverständlich edel sein, aber er . . .?“ Wie alle schwachen Menschen fühlt Karl sich leicht übervorteilt. —

Acht Tage später ruft der Rechtsanwalt ihn dringend an. Er sei bereit, auch ohne Sicherheiten das Geschäft zu machen.

Diesmal widerspricht Karl nicht, obgleich die Summe sich inzwischen nicht unbeträchtlich erhöht hat. Sein Widerstand ist gebrochen. Schon die Erinnerung an die letzte Unterredung ist ihm peinlich.

Nun kostet es Knebel nur noch ein Ferngespräch mit Berlin, um die versprochenen Auslandswerte für Herrn Siebert zu kaufen. Dann wird der Vertrag abgeschlossen.

Knebel hat seinen Kopf durchgesetzt. —

Bei der nächsten Autofahrt hat Frau Siebert ein neues Kostüm an, das wie ein Herrenanzug aussieht und ihr eine gewisse Vornehmheit verleiht.

„Bravo!“ sagt Knebel bewundernd.

„Nichtwahr?“ meint Frau Siebert stolz. „Das ist meine Provision. Ich habe doch das ganze Geschäft vermittelt.“

Es ist schon eine sonderbare Zeit mit sonderbaren Begriffen. Aber schließlich erhält doch jeder das Seine, und die Akten über den Verkauf des grauen Hauses können endlich geschlossen werden . . .

Wie schön der Rasen von Lindenhof wieder ist!

Er hat alles überstanden, auch die kargen Kriegsjahre, in denen niemand sich seiner Pflege widmen konnte. Wie schmachtelt dies einheitliche Grün dem Auge, diese ebenmäßige Fläche, die nur von einer sanften Welle unterbrochen wird.

Solch eine Decke entsteht nicht in den kurzen Jahren, die uns Menschen zu leben vergönnt ist. Viele Geschlechter haben ihn gehegt, viel Liebe ist in sie hineingesät worden, Enkel sind darüber zu Ahnen geworden, aber keiner hat sich der Pflicht entzogen, dies Schmuckstück von Lindenhof wenn möglich noch schöner, noch glatter weiterzugeben.

Und der Rasen hat es gedankt. Seht doch nur, wie er funkelt unter den Perlen des Frühtaus. Es scheint, als ströme die unverbrauchte Luft des Morgens aus seinen Poren.

Eben erst hat der alte Schrambeck mit dem lahmen Bein das schmiedeeiserne Tor zum Park geöffnet, eine halbe Stunde nach dem Klappern, das den Beginn der Arbeit anzeigt.

Noch schläft das Haus, und nur Anna und Ida huschen gelegentlich mit Besen und Staubtuch an den Fenstern vorüber. Es ist noch sehr still ringsumher, nur die Spazier im Efeu schlipfen um die Wette mit dem Sproßer und den andern Singvögeln im Park.

Plötzlich schwirren die Spazier ab, alle zugleich, als ob Wasser zerstäubt. Ein Wagen rollt die Lindenallee entlang, dem Haus zu. Es ist eine vierspännige Fuhr mit Ries, gut geladen, und die Pferde haben ehrlich zu ziehen.

Will Karl etwa bauen, sein Geld anlegen, wie alle die andern?

Der Knecht lenkt die Pferde an dem Haus vorbei. Er hält geradewegs auf den Rasen zu. Nun wird er gleich anhalten müssen . . .

Aber nein, der Mann scheint den Verstand verloren zu haben! Er lenkt geradewegs auf die grüne Fläche und ermuntert die Pferde noch, als habe er Angst, stehen zu bleiben. Richtig, schon die Vorderäder brechen eine tiefe Wunde in die Grasnarbe, und nun schneiden die Hinterräder noch einmal in dieselbe Kerbe. Die Hufe der Pferde schlagen schwarze Teller aus dem Grün!

Ahzend rollt das schwere Gefährt weiter, über die kleine Delle hinweg bis hinunter zu dem dunklen Rotahorn, der wie ein Wächter die Grünfläche beschließt. Hier hält der Knecht endlich an, dreht sich noch einmal im Sattel um und schaut an-

scheinend befriedigt zurück auf die Spur des Wagens. Dann zieht er den Rock aus und fängt an, die Seitenwand des Wagens hochzustemmen. Wie angestautes Wasser rieselt der Kies auf den Rasen hinab.

Als die zweite Fuhre kommt, sind Klaus und Peter schon auf. Gleich hängen sie an dem Wagen und folgen mit etwas ängstlicher Freude dem verbotenen Weg. Denn Dorothea hat die ererbte Ehrfurcht vor dem Rasen, dem Schmuck von Lindenhof, auch ihren Kindern eingepägt.

Es ist wirklich ein umwälzendes Geschehen, das sich im Rahmen dieses engen Weltbildes vollzieht, und der alte Hofmann Janke fand überall Verständnis, als er zu Karls Einfall sagte: „Nu is unser Herr wohl ganz dammlisch geworden! Was das noch geben wird!“

Dorothea ist vollends betroffen, als sie die Verwüstung sieht. Für sie ist ein Stück Zuhause zerstört worden, und zwar gerade jenes Stück, das ein jeder Mensch tief eingebannt in seinem Herzen trägt, sei es nun der Geruch eines Zimmers, das Knarren einer Tür, oder eben ein Stück Rasen. Ohne zunächst zu überlegen, ruft sie ihre Jungen zurück, als seien sie mit schuld an dem Unglück. Die kommen auch sogleich angesprungen, denn sie haben Hunger von dem Ubladen bekommen, ganz abgesehen davon, daß sie immer Hunger haben.

Auch der Hofmann stelzt herbei und zieht die Mütze: „Morjen, gnädige Frau.“

Dorothea vergift in ihrer Erregung den Gruß des alten Mannes zu erwidern: „Am Gottes Willen, Janke, was ist denn hier los?“

Der Hofmann dreht an seiner Mütze: „Ich kann ja nichts dafür, gnädige Frau, der Inspektor hats befohlen und sagt, der gnädige Herr hats bestimmt . . .“

„Das ist doch nicht möglich! Was soll der Kies hier auf dem Rasen?“

„Ich weiß ja nicht, aber geheuer is mir auch nicht dabei . . .“

„Wo ist denn der Inspektor?“

„Der fuhr in die Stadt.“

„Das ist ja sonderbar, das kann ja gar nicht stimmen! Der schöne Rasen!

Hören Sie gleich auf mit dem Riesfahren, ich erlaube das nicht.“

„Ist gut, gnädige Frau“, sagt der Hofmann erleichtert.

Gerade kommt eine neue Fuhre. Der Hofmann brüllt dem Knecht zu, umzudrehen. Er brüllt immer in der Nähe des Hauses, damit der Herr hört, daß er auf dem Posten ist.

Es ist nicht so einfach, auf dem schmalen Platz vor dem Haus mit vier Pferden lang und einem schweren Wagen umzudrehen. Die Pferde wissen nicht, was sie sollen, und der Knecht verliert die Geduld. Das eingeschlagene Vorderrad klemmt und schon legt der Wagen sich auf die Seite.

„Zurück!“ donnert der Hofmann. Er droht den Pferden, die dann auch zurückweichen. Tatsächlich findet der Wagen sein Gleichgewicht wieder, aber das Rad bleibt vorläufig eingeklemmt.

Da tritt Karl aus der Tür. Er blinzelt noch ein wenig verschlafen, ist aber glattrasiert und gut angezogen wie immer. Seine Reithosen stehen wie Flügel neben den Schenkeln. Als er den Hofmann sieht, springt eine strenge Falte in seine Stirn. Dorothea ist gerade durch den Wagen verdeckt.

„Was zum Donnerwetter soll der Krach in aller Herrgottsfrühe?“

Der Hofmann schiebt die Schuld auf den Knecht. „Nicht einmal fahren kann das Kret“, murmelt er vor sich hin.

„Wo wollen Sie denn überhaupt mit der Fuhre hin?“

„Die gnädige Frau hat befohlen, umzudrehen.“

„Wer?“

„Na, die gnädige Frau doch!“ und der Hofmann sieht sich nach Dorothea um.

„Guten Morgen Karl“, jagt Dorothea, „ärgere dich doch nicht über den Unstint, der hier geschehen ist. Wie ich kam, war es schon zu spät, die Gleise im Rasen waren schon da. Ich habe gerade noch Schlimmeres verhüten können.“

„Ausgezeichnet!“

„Warum sagst du das mit solch einem sonderbaren Ton?“

„Ach nichts, ich finde es wirklich ausgezeichnet, mit welcher Energie du eingegriffen hast . . .“

„Sollte ich vielleicht zusehen, wie der ganze Rasen kurz und klein gefahren wird?“

„Entschuldige“, Karl ist noch immer ärgerlich, „aber das ist doch wohl meine Sache, zu entscheiden, was meine Leute tun sollen.“

„Sicher, aber wenn sie nun Unfug machen . . .“

„Dann ist das auch mein Pech, ich möchte dich jedenfalls bitten, dich nicht hineinzumischen.“

„Aber Karl . . . der Rasen . . . das ist doch unmöglich dein Wille?“

„Vielleicht doch. Jedenfalls ist es mein Rasen, nicht wahr?“

Dorothea steht verwirrt, wie nach einem plötzlichen Donnerschlag. Ist das wirklich Karl, ihr ritterlicher Bruder, der sie hier vor allen Leuten anschnauzt, Karl, der gutmütige Karl, der sich auch im äußersten Fall nur ungern zu einem kräftigen Wort entschließt?

Er lenkt schon wieder ein. „Kommt Do, sei nicht böse, ich bin etwas nervös. Und du kennst doch Mammis Spruch: „ordre contredordre désordre!“ — „Tag Jungens!“ er lacht schon wieder sein mitreißendes Lachen und streckt die Arme nach Klaus und Peter aus, damit sie ihm wie gewohnt an den Hals springen.

Sie tun es nicht. Die kleinen Männer umdrängen in kindlicher Ritterlichkeit ihre Mutter.

„Auch gut“, meint Karl. Dann reicht er Dorothea etwas übertrieben höflich den Arm. „Kommt Do, die Eier werden kalt.“

Dorothea folgt, die Knaben geben sie frei, der Wagen kommt ächzend in Bewegung, alles scheint wieder in Ordnung. Eine kleine Wolke ist vorübergezogen, nicht wert, darüber zu reden.

Doch wer weiß, wie der Frau im schwarzen Kleid zu Mute ist, die neben ihrem Bruder ins Haus geht. Ob sie wohl die Tragweite dieser scheinbar unwichtigen Begebenheit übersieht? Da steht sie nun, mit gebundenen Händen, und kann nicht hindern, daß die dritte Fuhre über den Rasen rollt. Sie muß zusehen, wie dies Stückchen Zuhause unter den Hufen der Pferde zermalmt wird, alsinge es sie nichts an. Sie ist fremd ge-

worden in der Heimat und hat hier nichts mehr zu sagen.

Ein kleines Ereignis nur, aber mit einem milden Regen fing die Sintflut an . . .

Und so hört Dorothea wohl kaum, wie Karl fast entschuldigend sagt: „Weißt du, vor dem Ahorn ist der einzig geeignete Ort für einen Tennisplatz. Meine lieben Nachbarn werden wieder über mich schimpfen, vor allem Erich, aber das ist mir einerlei. Ich sehe wirklich nicht ein, weshalb ich nicht Tennis spielen soll, wenn ich Lust dazu habe . . .“

Übrigens macht solch ein Tennisplatz wirklich viel Arbeit. Wer es nicht erlebt hat, würde es kaum glauben. Mit dem Riez allein ist es nicht getan, es gehören noch ein richtiges Steinbett dazu, Schotter, Lehm und schließlich Chauffeeschlacke. Außerdem hat man dann noch Glück, wenn nach dem ersten Regen das Wasser abzieht und nicht an irgendeiner Stelle stehen bleibt, die in kurzer Zeit zum Sumpf wird.

Was das wohl alles kostet, in einer Zeit, in der für eine Fuhre Riez das Vielfache von dem bezahlt wird, was früher das ganze Gespann mitsamt den Pferden wert war?

Es ist nur gut, daß Steine, Riez, Lehm und Schotter dem Gut selbst gehören. Man braucht sie nur anzufahren, ebenso wie die Chauffeeschlacke, die es auch für umsonst gibt. Und Pferde und Knechte stehen ja auch zur Verfügung. Tatsächlich, die ganze Anlage des Tennisplatzes ist sozusagen für umsonst, man braucht nur seinen eignen Worten zu glauben . . .

Allerdings ist es unmöglich, einem Mann wie dem Rechtsanwält Knebel solch eine Rechnung einreden zu wollen. Karl versucht es auch gar nicht erst.

„Wissen Sie“, meint er gutmütig, „da Sie mit Ihrer juristischen Pinseligkeit doch nicht zu überzeugen sind, so will ich meinethwegen zugeben: Die Arbeit kostet eine Kleinigkeit. Aber ich sehe nicht ein, weshalb jeder Engländer in seinem Park einen Tennisplatz haben kann und ich nicht.“

„Das ist doch noch vielleicht ein gewisser Unterschied. England ist reich und hat obendrein den Krieg gewonnen. Sie scheinen dagegen nur reich, weil die andern ohne festen Besitz vor Ihnen drangekommen sind, die Rechnung des verlorenen Kriegs zu bezahlen.“

Karl hört so etwas nicht gern. Schließlich braucht man nicht wegen jeden Tennisplatzes das Kriegsschuldenproblem aufzurollen. Davon wird es seiner Ansicht nach nicht besser. „Übrigens, um von etwas anderem zu reden, haben Sie das graue Haus gekauft? Meine Wechsel haben Sie doch wohl rechtzeitig bekommen?“

„Ja, natürlich habe ich es gekauft. Wo denken Sie hin? Ich habe mir fast die Freundschaft von Herrn Siebert dabei verschert.“

„Solange es nur seine Freundschaft ist, geht es ja noch an . . .“

„Ich danke Ihnen für Ihr Mitgefühl. Sie werden noch Gelegenheit haben, es praktisch zu beweisen, wenn die Wechsel fällig werden . . .“

„Bis dahin ist noch lange Zeit. Passen Sie auf, wenn ich mich nicht irre, werden wir gar nichts zu zahlen brauchen.“

„Schon möglich. Es ist immer dasselbe Spiel, und der Verlierer ist immer die Reichsbank. Man muß es mitmachen, solange es geht, ich habe aber immer dabei das Gefühl, mich selbst zu bestehlen.“

„Sie sind komisch, Knebel, vor lauter Nachdenken kommen Sie schließlich so weit, daß Sie glauben, sich selbst zu bestehlen, wenn Sie etwas geschenkt bekommen. Das nenne ich deutsche Gründlichkeit!“

Karl hat nicht unrecht. Wissen denn die Menschen dieser verrückten Zeit überhaupt noch wie sie heißen?

„Danke für Ihr Lob, Ritter Karl, Sie sind wichtig. Nur schade, daß Ihr Wit so wenig schöpferisch ist.“

„Und Ihr Ernst langweilig . . .“

„Richtig, wir sollten uns zusammuntun. Ich arbeite, und Sie fesseln derweil die Leute mit Witzen. Das wäre noch eine Sache!“

„Warum nicht? Nur muß ich erst Lindenhof mit dem Tennisplatz durchge-

bracht haben, wie mein Vetter Erich aus Fünfkirchen es erwartet . . . und Sie vielleicht auch.“

„Durchaus nicht. Am Lindenhof durchzubringen muß man schon viel größere Dummheiten machen . . .“

„Und die erwarten Sie auch von mir?“

„Vielleicht? Warum sollten Sie eigentlich Ihren Standesgenossen unterlegen sein?“

So streiten sie, wie die dummen Jungens. Karl macht das Spaß, versteht sich. Aber was ist in Knebel gefahren, daß er sich darauf einläßt? Vielleicht redet er nur, damit die Zeit vergeht, während seine Gedanken schon weit vorausseilen . . .

Endlich erscheint Dorothea.

Karl ist geradezu stolz bei dem Anblick der Schwester. Erstaunlich, wie gut ihr das Schwarz steht. Das macht vielleicht der Gegensatz zwischen der Strenge des Kleides und dem Blühen dieser jungen Frau, das auch der Schleier nicht verdecken kann. Die glatte Haut der Goldblonden schmiegt sich in jedes Fältchen der Seide, sie ist überall lebendig und nur das Gesicht scheint abgestorben.

Ach, hier ist dem Leben Gewalt angetan worden, das sieht jeder Mann sogleich, und ein jeder ist bereit, gegen dieses ungerechte Schicksal anzukämpfen.

Knebel steht ganz gerade. Es ist eine gute Zeit her, daß er Dorothea gesehen hat — von dem Begräbnis abgesehen — und plötzlich tut es ihm leid um diese Zeit, die nie mehr wiederkommen wird. Vielleicht kommt es daher, daß er heute zum erstenmal bewußt sieht, wie Dorothea sich verändert hat. In seiner Erinnerung hatte sie immer etwas von einer Knospe, einem Versprechen. Nun aber steht er der Erfüllung dieses Versprechens gegenüber und ist um die Zeit der Entwicklung betrogen worden . . .

Karl unterbricht das peinliche Schweigen: „Do, Herr Knebel hat mir eben erklärt, daß seine Tätigkeit als Testamentsvollstrecker beendet ist. Er hat Unmögliches möglich gemacht, um alles nach Kurts Willen zu regeln. Ich glaube, du bist ihm viel Dank schuldig.“

„Ich danke Ihnen sehr“, sagt Dorothea, während Knebel sich über ihre Hand beugt, — und etwas später: „Wann

haben Sie Kurt zum letzten Mal gesehen?"

"Am Tag vor seinem Tod. Er hatte mich rufen lassen."

"Meinen Sie, er wußte etwas von seinem Schicksal?"

"Ich glaube fast, . . . er hat es erahnt."

Das ist auch Dorotheas Glaube. Wie hätte Kurt sonst darauf kommen sollen, nach Knebel zu rufen?

Einen Augenblick begegnen sich Dorotheas und Knebels Augen. Dann muß Karl wieder helfen: er erzählt von dem Kauf des grauen Hauses und lobt Knebels Tüchtigkeit.

Dorothea sagt nur: "Also das war sein letzter Wunsch. Warum wohl?"

Auch Karl fragt: "Wissen Sie es?"

Knebel glaubt es zu wissen, aber er schüttelt den Kopf. Er will hier nicht zwischen die Geschwister treten. Warum soll er der Zeit ihre Aufgabe abnehmen? Dorothea wird es früh genug verstehen . . .

"Vielleicht wollte er nur sein Geld sicher anlegen?" schlägt Karl vor.

Knebel schüttelt wieder den Kopf, aber es ist eine so schwache Bewegung, daß nur Dorothea sie bemerkt. Sie lächelt ihm dankbar zu: "Nein", sagt sie, "das war nicht Kurts Art zu denken. Das Geld allein ist es nicht gewesen, obgleich er sich wohl auch darüber Sorgen gemacht hat."

"Es ist immer gut, eine Heimat zu haben, die nur darauf wartet, daß man sich ihrer erinnert." Knebel hat diesen Satz mit solcher Wärme gesagt, daß Karl ihn erstaunt ansieht. Fast hat er das Gefühl, als sprächen die beiden über seinen Kopf hinweg von ganz andern Dingen, als seine Ohren erlauschen.

Auch kommt Dorotheas Antwort so schnell, als habe sie schon bereitgelegt: "Meine Heimat sind meine Kinder", sagt sie mit Nachdruck.

Knebel verbeugt sich noch einmal stumm. Diesem glatten, kühlen Mann ist nicht so leicht eine Bewegung anzusehen. Und dann geht er, nachdem Dorothea ihm noch einmal gedankt hat . . .

"Worüber sinnst du nach", fragt Karl, als Knebel fort ist und Dorothea schwei-

gend auf den Rasen blickt, über den nun schon eine ganze Straße führt.

"Ich kann mir nicht erklären, weshalb Kurt das Haus für mich kaufen wollte. Was soll ich damit?"

"Vermiete es doch."

"Und meine Möbel?"

"Die können ja drin bleiben. Malchen wird schon darauf aufpassen."

"Malchen? Die wartet doch nur darauf, daß ich sie abrufe!"

"Ich glaube, du irrst. Knebel hat mit ihr gesprochen, sie will dableiben."

Dorothea sieht Karl fast erschreckt an: "Wie kommt er dazu? Was geht ihn das an?"

"Eine ganze Menge, da er den Kauf durchgeführt hat. Aber warum bist du denn so aufgeregter? Knebel ist ein anständiger Mann, du kannst ihm wirklich vertrauen. Ich dachte schon daran, ob du ihn nicht als Vormund für deine Kinder nehmen willst?"

"Meine Kinder brauchen keinen Vormund! Ich lebe ja noch!"

"Er könnte vielleicht Gegenvormund werden, das wird dir sehr nützlich sein bei allen gerichtlichen Auseinandersetzungen. Obendrein wird er sich geehrt fühlen und du brauchtest ihm nie etwas für seine Hilfe zu bezahlen."

Jetzt springt Dorothea auf: "Nein!" sagt sie, "niemals! Wie kannst du nur so denken? Verstehst du denn nicht, ich will ihm ja gerade nicht verpflichtet sein!"

Damit läßt sie den verdutzten Karl allein zurück.

Durch die Fenster schauen die Äste der alten Linde. Sie haben wohl schon oft ein ähnliches Bild gesehen. Denn solange die Menschen leben, treibt die Liebe mit ihnen ihr seltsames Spiel zwischen Himmel und Erde.

Der Platz ist nun fertig.

Weißer Kalkstrich zieren ihn mit geometrischer Genauigkeit und ein Netz ist auch schon angekommen. Es riecht nach Teer und ist sicher über die Massen teuer. Das macht aber nichts, denn diesmal scheint Karls sonderbare Kostenrechnung wirklich zu stimmen.

Es ist ein selten günstiges Frühjahr, als wolle Gott die mannigfachen Irrtümer der Menschen wieder ausgleichen.

Man braucht sich nicht zu beeilen und konnte ruhig ein paar Tage mit dem Tennisplatz verlieren.

Aber mit wem soll Karl spielen? Es wäre doch wirklich reichlich kurzfristig, wenn er sich diese Frage nicht vorher überlegt hätte . . . ?

Tante Mary darf wohl von vorn herein ausscheiden. Man kann es ihren Jahren und ihrem Gewicht nicht mehr zumuten, ganz abgesehen von ihrer Kurzfristigkeit. Und Dorothea will nicht, obgleich sie früher einmal recht gut gespielt hat. Allerdings ist es bei ihr nicht ganz sicher, sie wehrt sich fast mit Leidenschaft, und gerade die steifen Tannen erliegen zuerst dem Wind.

Dorotheas Lebensschiff ist überhaupt ins Treiben gekommen — nein, das ist zuviel gesagt — aber es ist unruhig geworden. Alle die Jahre hindurch, die sie an Kurts Seite verlebt hatte — selbst der Krieg mit seiner zehrenden Sorge — war sie von jener Sorte Wünsche verschont geblieben, die das Leben einer Frau zerfasern. Sie hatte Pflichten, Arbeit, ja Beschränkung kennengelernt, aber alles unter der sicheren Führung des Geliebten.

Jetzt zeigt es sich, daß eine Frau viel Ähnlichkeit hat mit einem Garten, in dem unter der ordnenden Hand des Gärtners alles wie von selbst zu gedeihen scheint. Doch kaum bleibt er sich selbst überlassen, so ist all dies Unkraut wieder da, das verschwunden schien. Und in solch einer weichen Luft, wie sie um das alte Haus in Lindenhof weht, muß es gleich doppelt stark ins Kraut schießen.

Wie alt ist denn Dorothea eigentlich? Knappe dreißig Jahre, wir wissen es ja, und nur, weil sie vier Kinder hat, wird es immer wieder vergessen. Und werden die Frauen in diesen Nachkriegsjahren nicht immer jünger, so daß beim Tanz sich Großmütter und Obersekundaner finden, als gehörten sie zusammen?

So ist es wenigstens in den großen Städten, und die kleinen fangen an, die neuen Sitten nachzuahmen. Irgendein Stoff scheint in der Luft zu liegen, der jede Ordnung auflöst. Und eine junge Frau, die ihren Geliebten verloren hat, muß sich doppelt vorsehen, nun, wo ihr

die innere Ordnung und die Ruhe des Glücks fehlen . . .

Darum wehrt sich Dorothea, auch nur einem harmlosen Spiel nachzugeben, und Karl muß weiter Umschau halten.

Es nutzt ihm nicht viel. Die Nachbarn sind entweder alte Leute, oder sie haben keine Muße. Die gab es nur früher, als die Entfernungen noch größer waren. Damals lohnte ein Besuch unter mehreren Tagen kaum, und da man die Anstrengungen der Fahrt übernommen hatte, mußte man diese Tage wohl oder übel genießen. Aber heute? Ein Tritt auf den Anlasser, und man kann der langen Weile entfliehen. Wo soll da noch Gemütlichkeit herkommen?

Am besten ist es immer noch, zu Hause zu bleiben.

Solch ein Abend in Lindenhof hat eine ganz eigene Stimmung, auch wenn die Stunden bisweilen etwas stumpf erscheinen.

Nun ist das Jahr schon so weit fortgeschritten, daß auf den Wiesen das erste Gras gemäht wird. Noch lange nach dem Abendbrot ist es ganz hell, und über den See schwingen die Stimmen der Arbeit herüber. Eine glatte Wiese wird in einen zierlichen Fächer verwandelt. Morgen schon wird der Duft des Heus um das Haus stehen.

Karl liest eine Weile in der Zeitung, während Dorothea noch einmal nach den Kindern sieht. Wenn sie mit den Ältesten gebetet hat, legt sie die beiden kleinen Strampler zurecht. Das ist ein schöner Abschluß des Tages, der Anblick dieser friedlich ruhenden Englein, die in ungeschuldiger Hingabe die Armechen über den Kopf halten . . .

Als sie wieder hinunterkommt, hat der Diener Rudolf schon die Lampe gebracht. Karl legt die Zeitung aus der Hand. Dieser Anruf aus der weiten Welt wird von Tag zu Tag unerfreulicher. Er mag am liebsten gar nichts mehr davon hören.

„Weißt du“, sagt er zu Tante Mary hinüber, die mit ihren kleinen weißen Porzellanhänden die Karten auslegt, wobei sie halbblaut zählt und zwischendurch eine Art von Schmatzlaut hören läßt, „Ihr habt es doch wirklich besser gehabt als wir heutzutage. Interessante

Zeiten sind ja ganz schön, aber es ist unangenehm, wenn sie zur Gewohnheit werden. Ich zum Beispiel könnte mich auch in geordneten Verhältnissen wohlfühlen.“

„Wirklich?“ fragt Tante Mary schnell. Sie hat den Anfang der Rede überhört, weil sie immer nur an ein und dasselbe denkt, sobald es sich um Karl handelt. „Und ich kann dir nur sagen, daß du recht hast. Wenn ich denke, daß Günther, ich meine deinen Vater, in deinem Alter schon längst glücklich verheiratet war und . . .“

„Verzeih Tante, aber so habe ich das eigentlich nicht gemeint.“

„Aber das ist das Wichtigste! Ein Mann ohne eine Frau ist wie ein Knochen ohne Fleisch!“

„Bravo!“ lacht Karl, „das war einmal ein guter Vergleich. Und was ist eigentlich eine Frau ohne Mann?“

Das war reichlich frech, denn Tante Marys Rundlichkeit ist wirklich das, was man mit Fleisch ohne Knochen bezeichnen könnte. Aber die alte Dame weiß das Wortspiel, dieses ungefährliebe Überbleibsel ritterlicher Turniere, zu würdigen.

Sie lächelt und sagt dann überraschend weitsichtig: „Eine Frau ohne Mann ist überhaupt keine Frau, lieber Karl.“

Dorothea sieht vor sich auf die Erde. Ihre Stricknadeln fliegen unter den geschickten Händen. Später werden sie wieder langsamer und Karl entzündet genießerisch sorgsam eine Zigarre. Seht, eine kleine Welt hat sich in dem großen Durcheinander erhalten können. Liebe kleine Welt unter dem gelben Schein der Petroleumlampe, ist dein Bestand von Dauer?

Karl holt einen Brief aus der Rocktasche und entfaltet ihn: „Habe ich eigentlich schon erzählt, daß Tante Xenia sich bei uns angefangt hat?“

„Nein, und ich finde es sonderbar, daß sie mich nichts davon wissen läßt, sondern an dich schreibt. Schließlich stammt sie doch noch aus einer Zeit, in der man wußte, was sich gehört.“

„Warte einen Augenblick, Tante Mary, ich lese gleich vor: „bitte grüße doch

Mary sehr und bestelle ihr, ich würde gern in dem roten Zimmer wohnen.“

„Ist das alles?“

„Ja . . . wenigstens was dich betrifft.“

„Sehr wenig, und was schreibt sie sonst?“

„Sie will noch eine entfernte Verwandte mitbringen . . .“

„Aha!“ dieser Ausruf entfuhr der Tante wider Willen.

„Wie meinst du?“

„Ich? Ich sagte nichts. Also, wer kommt mit?“

„Einen Augenblick, ich muß noch einmal nachlesen. Ja . . . richtig, eine Frau von Prisorni oder so ähnlich, kennst du die, Tante?“

„Nein!“ sagt Tante Mary mit Betonung und blickt ihren Neffen herausfordernd an. Ihr ist jede Heuchelei zutiefst verhaßt.

Lindenhof hat sich mit der ganzen Pracht eines verschwenderischen Frühjammers geschmückt, um die Gäste zu empfangen. Der Himmelsbogen wölbt sich von Rand zu Rand in makelloser Reinheit, und unter den stürmisch kosenden Sonnenstrahlen öffnen sich die Jasminblüten. Und siehe, aus diesen weißen Kelchen von fast heiliger Strenge strömt ein berühend weicher Duft. Groß, einfach und voll tiefer Lust sind diese Blüten, ein Abbild glücklicher Liebe . . .

Es fragt sich nur, ob die Gäste einen Sinn dafür haben.

Die Gräfin Xenia wohl kaum mehr. Sie ist, das darf man wohl sagen, eine alte Frau, und da sie nicht auf dem Lande aufgewachsen ist, fehlen ihr die Augen für die unausdringliche Schönheit einer einfachen Blüte.

Als Frau eines Diplomaten ist sie ziemlich weit in der Welt herumgekommen, hat aber überall immer nur denselben Kreis von Menschen kennengelernt. So wuchs in ihr, abseits vom wirklichen Leben, eine Überschätzung der äußeren Form zugleich mit einer Verachtung für alle, die nicht irgendeine Beziehung zu dem diplomatischen Korps und seinen öffentlichen und geheimen Anhängern haben.

Die Gräfin Xenia macht einen scharfen Unterschied zwischen der „großen Welt“ und dem Rest, wobei kein Zweifel aufkommen kann, wozu Lindenhof gehört, einerlei, wie herausschend der Jasmin blüht. Der Rest ist dazu da, der großen Welt zu dienen, und von diesem Gesichtspunkt her lehnt die Gräfin Xenia es auch nicht ab, sich mit Lindenhof zu befassen. Sie ist beinahe großartig in ihrer engen Rücksichtslosigkeit, jene Sorte Mensch, zu der noch nach jeder Revolution die Sieger aufblickten und es sich zur Ehre anrechneten, von ihr geduldet zu werden . . .

Ihr Schützling, Melanie von Prisorni, ist jung und auf eine freche Art hübsch. Mehr weiß man zunächst nicht von ihr. Auch ist ihr Name nicht nur für Tante Mary eine Quelle des Zweifels. Man ist in Lindenhof wie auf anderen adligen Gütern gewohnt, einen Menschen nach Geburt und Heirat einzuordnen, Verwandtschaften herzustellen oder ihn in Beziehung zu bekannten oder berühmten Menschen zu bringen. Mit dem Namen Prisorni kann man nicht recht etwas anfangen. Er klingt nicht einmal schlecht, man meint, ihn schon gehört zu haben, aber bei genauerem Nachdenken hält dies Gefühl nicht stand.

Melanie sagt bei der Ankunft zu Karl: „Was für einen schönen Besitz Sie haben! Hier möchte man ausruhen . . .“

Wovon eigentlich? Aber für Karl sind das gute Worte. Was für ein Vertrauen liegt darin! Es kann einen ritterlichen Mann beglücken.

Zu Tante Mary sagt sie: „Nicht wahr, Sie sind Tante Mary, so darf ich doch sagen. Ich habe es gewußt, wie Sie aussehen würden. Xenia hat ja so viel von Ihnen gesprochen. Ich glaube, sie sieht in Ihnen so etwas wie ihr besseres Ich — aber das darf ich wohl eigentlich nicht weitersagen . . .“

Und Tante Mary ist glücklich. Genau genommen hatte die Gräfin Xenia wohl nur gesagt: „Mary ist eine herzensgute Seele, da kann man halt nichts machen . . .“ aber vielleicht kommt es auf dasselbe hinaus.

Zu Dorothea sagt Melanie gar nichts, aber in ihren Augen liegt Teilnahme und Bewunderung zugleich.

Bald zeigt es sich, daß die beiden Damen eine ganz andere Lust nach Lindenhof gebracht haben. Beide können großartig erzählen und ergänzen sich obendrein gegenseitig. Es ist eine ganz eigenartige Unterhaltung, die auf diese Weise zustande kommt. Ein bunter Film von teils lustigen, teils zweifelhaften Bildern vor dem Hintergrund des weltpolitischen Geschehens.

Da spricht die Gräfin Xenia von einem gewissen Pepi. Es ist aber kein kleiner Junge, wie man annehmen könnte, sondern ein Minister, dessen privateste Beziehungen erörtert werden. Und Melanie will wissen, daß Pepi einen Zusammenstoß mit P. M. gehabt habe. Wer das ist, bleibt im Dunkeln, da niemand sich die Blöße geben will, danach zu fragen. Die Gräfin Xenia ist aber schon weiter. Sie hat hastig ein paar Bissen in den Mund geworfen, um eine andere, wichtige Nachricht loszuwerden: „Wißt ihr eigentlich schon das Neueste? Regina erwartet ein Kind!“

Niemand in Lindenhof kennt Regina, aber das ist wohl ein Fehler. Aus Gräfin Xenias Worten geht ganz klar hervor, daß man alle diese Menschen kennen muß, die zusammen wohl die Welt drehen. Das ist ja gerade das Sonderbare an den Erzählungen der beiden Damen: alle gewohnten Schwinkel verschoben sich. Das, was man bisher als Katastrophe eines Volkes anzusehen geneigt war, wird zum persönlichen Mißerfolg eines Bekannten, der Zerfall einer Währung zu einer Spielchance, kurz, alles große Geschehen in der Welt wird zu einem persönlichen Erlebnis eines Mitglieds dieser seltsamen überstaatlichen Familie. Man erlebt das Schicksal sozusagen auf Du und Du.

Die Zeit vergeht im Fluge bei solchen Gesprächen, und die Gäste leben sich schnell ein . . .

Es ist auch keine Frage mehr, wer mit Karl Tennis spielen soll. Im Gegenteil, eigentlich ist jetzt ein Mensch zuviel da. Es ist die Gräfin Xenia.

„Mein guter Mann sagte immer“, meint sie entschuldigend, „bis du fünfzig bist, kannst du ruhig Tennis spielen. Und ich muß sagen, ich tue es leidenschaftlich gern.“

Niemand ist so roh, zu bemerken, daß sie die von ihrem Mann gesetzte Grenze wohl schon längst hinter sich gelassen hat. Außerdem ist sie keine schlechte Spielerin, durchaus nicht. Sie scheint es vorher zu wissen, wohin der Ball kommen wird, so daß sie Zeit hat, sich in Ruhe auf diesen Platz zu begeben. Es ist dabei einerlei, ob der Ball nun durch die Höflichkeit ihrer Gegner dorthin kommt, oder ob sie selbst recht hat, wenn sie sagt: „Das ist alles nur Erfahrung, genau wie das Geheimnis der englischen Politik.“

Nun sind die Damen schon zwei Wochen in Lindenhof und es ist noch gar nicht davon die Rede, daß sie es wieder verlassen wollen. Bisweilen macht die Gräfin zwar Andeutungen, wie eng und einsam es auf dem Lande sei, aber es scheint auf der anderen Seite auch Vorteile zu bieten, jedenfalls kommt es zu keinem Entschluß.

So geht das Leben seinen Gang, einen bequemen Gang in gut gesedertem Wagen über abendliche Felder, wenn die Herden auf den Koppeln sich zur Melkstelle drängen und die Arbeiter mit geschulterten Geräten heimwärts wandern. Man könnte meinen, die selige Friedenszeit sei wieder eingekehrt und es käme nur darauf an, den Tag zwischen Tennispielen, Bootfahren, ein wenig Jagd

und den ebenso unvermeidlichen wie angenehmen Mahlzeiten passend aufzuteilen . . .

Bisweilen allerdings dringt der Kampf des deutschen Volkes um sein nacktes Leben auch bis hierher. Ach, es scheint ein aussichtsloser Kampf, alles Geld strömt hinaus und nur die entwerteten Papierfetzen bleiben zurück. Selbst die Gräfin Xenia in ihrer abgegrenzten Welt ist bisweilen sichtlich nervös, wenn die Zeitung einen neuen Sprung des Dollars meldet. Sie führt dann lange Telefongespräche mit ihrem Bankier in Berlin und zeigt dabei, daß sie durchaus nicht gewillt ist, die allgemeine Verarmung mitzumachen.

Melanie scheint solche Sorgen nicht zu kennen. Hat sie vielleicht nichts zu verlieren, oder ist es nur ihre Art, in die Sonnentage hineinzuleben und sich treiben zu lassen? Sie ist wie ein kleiner Vogel, über dessen Stimme sich jeder Mann freut, wenn sie hell und jubelnd vom Tennisplatz herüberflingt. Dorotheas Jungens, die für sie die Bälle aufheben dürfen, stehen ganz unter ihrem Bann und rausen sich darum, ihr dienen zu können. Es kommt sogar vor, daß sie Dorotheas Rufen überhören oder wenigstens so tun, wenn die Mutter wegen der allzugroßen Anstrengung besorgt ist . . .

(Wird fortgesetzt.)

Dichter des Ostens

Hans Niekrawitz



„Ich war ein vollkommener Tor, vernarrt in den vermeintlichen Wohlklang meiner Reime und grollte der prosaischen Welt, weil sie meine Gedichte nicht für Offenbarungen hielt. Es dauerte lange, bis ich begreifen lernte, daß Kunst nicht etwas Heiliges und Hohes, sondern in ihren Forderungen auch etwas unerbittlich Strenges sei; und daß Kunst von Können kommt und nur aus der Einmaligkeit eines sehr persönlichen Menschen wachsen kann. Einfältig und unwissend begann ich, mit den bescheidenen Mitteln, die mir die Volksschule gegeben hatte, das Wort zu gebrauchen, in Vers und Reim zu setzen und meine kleinen Gefühle darin einfließen zu lassen, ein eher rührendes als beachtenswertes Spiel. . . . Und immer, wenn ich die meisterhaften Gedichte der großen Dichter las, überkam mich ein Rausch der Begeisterung, und ich spürte die allmächtige Welle, die mir entgegenschlug und mich barmherzig aus dem verständnislosen Alltag aufnahm und mich fortführte in eine Welt der Schönheit und Harmonie. Begierig las

ich die Werke der Großen, und nicht allein Klassiker und Bücher schöngeistigen Inhalts, sondern auch solche der modernen Romanliteratur und wahllos durcheinander die unverständlichsten Wälzer der Wissenschaft und Philosophie. Aber — das wurde mir allmählich klar und zur beglückenden Erkenntnis — nicht allein Wissen ist Macht. Mächtiger und mitreißender ist die geheime Kraft, die aus dem Dunkel der Seele, der alles umfassenden Inbrunst des Gefühls ausbricht und sich entfaltet zum künstlerischen Gebild.“

*
Hans Niekrawitz ist 1896 in Oppeln geboren und entstammt der oberschlesischen Zweisprachensicht. 1937 erhielt er vom Gauleiter und Oberpräsidenten Josef Wagner den schlesischen Literaturpreis. Für die Zuertennung des Preises an Niekrawitz unter 35 schlesischen Schriftstellern war sein gesamtes dichterisches Schaffen, insbesondere aber seine Werke aus den letzten Jahren die „Bauern- und Bergmannsgesänge“ und die „Oberlieder“ maßgebend.

Erich Post



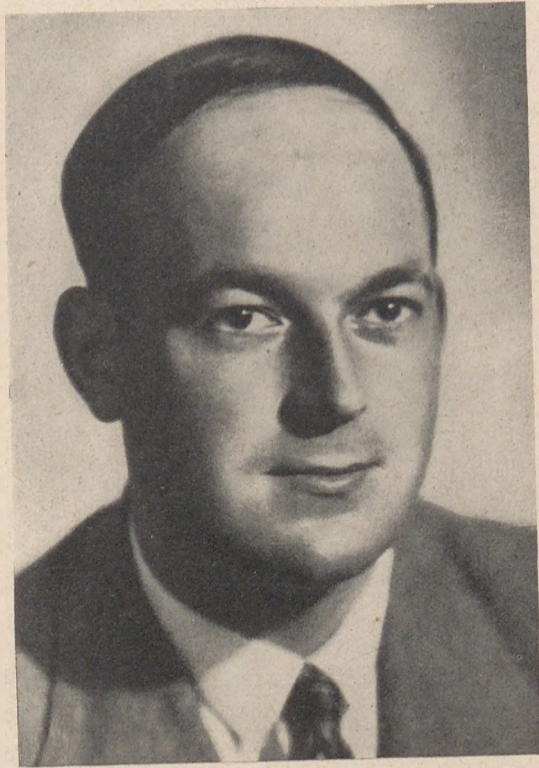
Als ich zum erstenmal den Pflug führte, wurde die Furche nicht ganz gerade. (Es ist keine Kleinigkeit, vertrautes Land zu schälen.) Aber ich hatte sogleich eine Beziehung zu den Pferden, und die Griffe des Gerätes lagen fest in meinen Händen. Am nächsten Tag unterwies mich der Bauer nicht mehr, ich peilte die Weidenbäume an, setzte den Pflug ein, sang von der Frühe bis zum Abend und hatte ein gutes Stück Acker umgelegt. Ich war sehr stolz und konnte mich alsbald bei einem Heldenstückchen auszeichnen: — mein Pflug durchschnitt einen Wespenbau, der sich unter den Stoppeln befand, und die Pferde rissen aus. Die Leine verlor ich zwar, aber den Pflug behielt ich in der Hand, heidi, gings ein gutes Ende über die stachlige Erde. Als die Säule endlich standen nach vielem „hrrr“ und „ach, du liebe Zeit“, war alles gut verlaufen, und nur ein brennender Wespenstich in meinem Genick bewies noch die überstandene Gefahr. Seither bin ich mit meinem Herzen wie meine ostpreußischen väterlichen Vorfahren Ackermann.

Später durfte ich auf die Stromweichjel und fischen helfen. Mein Lehrmeister war ein harter Mann und ließ sich die Schwielen an meinen Händen zeigen. Dann nickte er zufrieden und sang mit uns allen wunderschöne alte Lieder in der Dämmerstunde. Ich lernte eifrig und wußte immer inniger um meine Mutter, die von Bauern und Fischern des Danziger Landes stammt, und nach dem frühen Tod meines Vaters ihre fünf Kinder aufzog und sie etwas werden ließ.

Immer wieder bin ich aufs Land gegangen, um jede Arbeit zu leisten — nach meiner Soldatenzeit (1917—1919), nach vielem Umherirren, nach versponnenem Studium der Philosophie und während langer, bitterer Erwerbslosigkeit.

Nun bin ich in der Stadt, 38 Jahre alt, und schaffe an meinem Platz als Leiter der Literarischen Abteilung im Landessender Danzig. Solange ich lebe, werde ich von meiner Heimat sagen. Und dabei meine stille Sehnsucht behalten nach einem kleinen Bauernhaus mit gutem Vieh und Gerät.

Thilo von Trotha †



Nur wenige wußten von ihm, daß auch er in Abstammung und Wesen zu jenem Stammestum zählte, das in jahrhundertelangem Ringen um das nackte Dasein, um völkische und rassische Reinheit die Bewährungsprobe des Deutscheins bestanden hat. Thilo von Trotha entstammte einer deutschbaltischen Familie. Sein Leben galt dem Norden als dem Symbol germanischer Lebenshaltung. Dieses Symbol schwebte ihm nicht irgendwo ungreifbar in der Luft, er erkannte es in seiner lebendigen Wirksamkeit, der Ostsee-Schicksalsgemeinschaft, deren Bewußtwerdung er als eine politische Forderung der Gegenwart ansah. Diese Erkenntnis ist bei einem Sohn des deutschen Ostens, bei einem der Ostsee als Schicksal so eng verbundenen Deutschbaltischen kein Zufall.

Wie Thilo von Trotha in den Jahren des Kampfes um die Macht, während derer er in seiner wenig lauten, aber um so eindringlicheren Art manchen Volksgenossen an die Idee Adolfs Hitlers herangeführt hat, im praktischen Tageskampf stand und sich nicht mit philosophischen Spekulationen begnügte, so konnte er auch in den Jahren des Aufbaus nicht in theoretischen Erörterungen über das Nordische sein Genüge finden. Um dieses zum Bewußtseinsinhalt der germanischen Menschen zu machen, ließ er es in seinen Dichtungen schöpferische Gestalt gewinnen. Wer ein Gefühl für die mannigfachen Farben deutschen Wesens hat, wird in diesen Dichtungen den Ostseemenschen erkennen müssen. Auch Thilo von Trotha war ein Dichter des Ostens.

R.S.F.

VOLK UND RAUM IM OSTEN

Die staatsrechtliche Trennung vom Reich kann nicht zu einer volkspolitischen Rechtlosmachung führen, das heißt die allgemeinen Rechte einer volklichen Selbstbestimmung, die übrigens, in den 14 Punkten Wilsons als Voraussetzung zum Waffenstillstand feierlich uns zugesichert worden sind, können nicht einfach weggelöscht werden, deshalb, weil es sich hier um Deutsche handelt. Es ist auf die Dauer für eine Weltmacht von Selbstbewußtsein unerträglich, an ihrer Seite Volksgenossen zu wissen, denen aus ihrer Sympathie oder ihrer Verbundenheit mit dem Gesamtvolk, seinem Schicksal und seiner Weltauffassung fortgesetzt schwerstes Leid zugefügt wird!

Wir wissen genau, daß es eine alle befriedigende Grenzziehung in Europa kaum gibt. Allein um so wichtiger wäre es, unnötige Quälereien von nationalen Minoritäten zu vermeiden, um nicht zum Leid des politischen Getrenntseins auch noch das Leid der Verfolgung wegen der Zugehörigkeit zu einem bestimmten Volkstum hinzuzufügen. Daß es möglich ist, bei einem guten Willen hier Wege des Ausgleiches, beziehungsweise der Entspannung zu finden, ist erwiesen worden. Wer aber eine solche Entspannung durch einen Ausgleich in Europa mit Gewalt zu verhindern sucht, der wird eines Tages die Gewalt zwangsläufig unter die Völker rufen! Denn es soll nicht bestritten werden, daß, solange Deutschland selbst ohnmächtig und wehrlos war, es viele dieser fortgesetzten Verfolgungen der deutschen Menschen an unseren Grenzen einfach hinnehmen mußte.

Allein, so wie England seine Interessen über einen ganzen Erdkreis hin vertritt, so wird auch das heutige Deutschland seine wenn auch um so viel begrenzteren Interessen zu vertreten und zu wahren wissen. Und zu diesen Interessen des Deutschen Reiches gehört auch der Schutz jener deutschen Volksgenossen, die aus eigenem nicht in der Lage sind, sich an unseren Grenzen das Recht einer allgemeinen menschlichen, politischen und weltanschaulichen Freiheit zu sichern!

Adolf Hitler.

Aus der Reichstagsrede vom 20. 2. 1938.

Schauprozeß, Nationalitätenpolitik und das Deutschtum der Sowjetunion

Der vierte große Schauprozeß in Moskau gegen eine Reihe der bisherigen Lenker Sowjetrußlands unter dem Titel „rechtstrotzkistischer Bloch“ hat in der Welt auch bei den Verbündeten der Sowjetunion, zum Beispiel in Frankreich und auch bei den Arbeiterparteilern in England, tiefsten Abscheu erregt. Selbst Léon Blum, der Vorkämpfer der Front commun erklärte, daß er gern schreien möchte, ihm aber die Stimme verschlage.

In Wirklichkeit hat dieser Prozeß nichts Neues gegenüber den bisherigen Gerichtsmethoden der Sowjetunion gebracht. Man müßte im Gegenteil anerkennen, daß diesmal doch noch größere Anstrengungen gemacht werden, um der Bevölkerung der Sowjetunion und der Außenwelt einen Schein von Justiz vorzuführen, als etwa im Falle Tschatschewski und Genossen, die — nach einer kurzen Geheimsitzung im Kreml mit ihren Mitgenerälen — einfach erschossen wurden. Und wieviele einstige Sowjetgewaltige hat man sang- und klanglos verschwinden lassen!

Die quasi demokratische Justizkomödie, die man diesmal vor der Welt mit so viel Mühe auführt, hat das Gegenteil des erwünschten Erfolges: die Welt ist so entsetzt wie noch nie. Der Grund liegt wohl darin, daß viele der Angeklagten als einstige Sowjetvertreter im Auslande in aller Welt besser bekannt sind und man die Sinnlosigkeit ihrer Aussagen leichter durchschauen kann, wenn sie ausländische Staaten, deren Organe und bekannte Persönlichkeiten in den Wahnwitz ihrer Spionage- und Verbrecherphantasien hineinziehen. Es ist eine Flut von Dementis, begonnen mit dem offiziellen von Chamberlain, erfolgt. Das „faschistische“ Deutschland wird am meisten „belastet“, aber auch England und Polen kommen schlecht weg. Der Vertreter des „Berliner Tageblatts“, Scheffer, soll zum Beispiel nach Aussage des früheren Landwirtschaftskommissars Tschernow diesem im Auftrage des deutschen Spionagedienstes den Befehl gegeben haben, das Getreide im Lande unbrauchbar zu machen, u. a. durch

Infizierung mit Parasiten und Milben. Scheffer depechierte sogleich aus Amerika, daß er Tschernow nie gesehen und gesprochen habe.

Ein zweiter Grund für das ungeheure Aufsehen, das dieser Prozeß mit Recht erregt, liegt in dem Eingeständnis, daß in einer ganzen Reihe von nationalen Republiken seit vielen Jahren eine große Unzufriedenheit herrscht und Bestrebungen zur Loslösung von der Sowjetunion im Gange waren. Besonders viel ist von Weißrußland, der Ukraine, Transkaukasien, Mittelasien (Usbekistan) die Rede. Einer der schwersten Vorwürfe gegen den „rechtstrotzkistischen Bloch“ besteht darin, daß er sich einerseits mit kapitalistischen Staaten, andererseits mit den „bürgerlich-nationalistischen Organisationen“ verschiedener nationaler Republiken zwecks Sturz der Sowjetmacht und Lostrennung dieser Republiken von der Sowjetunion verbunden hätte.

Die angeblich liberale Nationalitätenpolitik der Sowjets gehört zu einer der größten Lügen Moskaus. Während des Prozesses fiel das Wort, daß diese Politik nur der Form nach national, ihrem Wesen nach sozialistisch-kommunistisch sei. Das heißt: die Sprache wird den Nationalitäten nur zu dem Zweck gelassen, um sie desto sicherer im großen kommunistischen Böckebei aufgehen zu lassen. Bekanntlich räumte die erst kürzlich abgelöste Sowjetverfassung den nationalen Republiken das Recht ein, nach eigenem Ermessen aus der Sowjetunion auszutreten. Jede leiseste Regierung nationaler Selbständigkeit aber wurde und wird, wie der jetzige Prozeß zeigt, als Verrat mit Marter und Tod bestraft.

So ist dieser Schauprozeß besonders instruktiv und lehrreich, da er auch mit der zweiten Lüge in bezug auf die Nationalitäten aufräumt, — ihrer angeblichen Unabhängigkeit an die Sowjetunion. Bis zum heutigen Tage wiederholen sich allwöchentlich in der gesamten Sowjetpresse Artikel, in denen versichert

wird, daß alle Völkerschaften einig seien und nur den einen heißen Wunsch hätten: im Schoße der Sowjetunion zu verbleiben. Ebensooft werden Schilderungen von dem angeblich miserablen Dasein der Völkerschaften unter dem einseitigen harten Joch des Zarenismus gegeben. Solche Artikel werden in der Nationalitätenpresse eifrig abgedruckt, wobei man geschickt Wahres und Falsches mischt. Anzweifelhafte Mißstände von einst werden ins Maßlose übertrieben und mit den jetzigen angeblich „paradiesischen, glückseligen“ Zeiten kontrastiert. Schon dieser Eifer bestätigt die in Wirklichkeit herrschende Anzufriedenheit der Völkerschaften, die der Prozeß wiederum enthüllt hat.

Das gilt auch für die Beurteilung der Lage der Deutschen in der Sowjetunion, obgleich diese bisher im Prozeß keine Rolle spielen. Die Organisatoren der Justizkomödie haben es nicht für möglich oder nötig gehalten, auch eine Verbindung zwischen den „deutschen faschistischen Stellen“ und den Deutschen der Sowjetunion zu konstruieren. Das ist umso bemerkenswerter, als bekanntlich viele unglückliche Sowjetbürger Verbannung und Tod haben erleiden müssen, nur weil sie in Briefwechsel mit Verwandten im Auslande gestanden oder aus dem Auslande Nahrungsmittelpakete oder sonstige Hilfe erhalten hatten.

Eine Beschuldigung der Deutschen Wolgarepublik, von der Sowjetunion abzufallen oder mit Stellen des Deutschen Reiches in konspirative Verbindung getreten zu sein, wäre ja freilich schon wegen ihrer geographischen Lage auch gar zu unsinnig. Solche Beschuldigungen können nur mit einem Anstrich von Wahrscheinlichkeit gegen Grenzländer der Sowjetunion vorgebracht werden. Die deutschen Kolonien in Transkaukasien, in der Krim und in der Ukraine haben aber bis in die letzte Zeit schwerste Verfolgungen durchzumachen gehabt und sind „unschädlich gemacht“. Sie sind immer wieder ausgeklämmt worden: die Bewohner ganzer einst reicher Kolonien sind in die Verbannung gewandert und haben ihren Besitz Juden, Russen oder anderen Völkerschaften überlassen müssen. Auf diese Weise wird die erwünschte völkische Mischung gewaltsam durchgeführt und werden die Zwangsarbeitslager, die Einöden im Norden und vor allem Sibirien mit einer tüchtigen

Arbeiterbevölkerung versehen. Diese brutale Umsiedlung wird von der Sowjetregierung konsequent betrieben. Die ganzen Westgebiete von Karelien bis hinab zum Schwarzen Meer werden seit Jahren durch Massenverbannungen entvölkert. Bekanntlich ist neuerdings im Westen eine Zone von Niemandland längs der ganzen Grenze gezogen worden.

Wenn die Deutschen der Sowjetunion im Prozeß keine Rolle spielen, spricht das mit hin keineswegs dafür, daß sie etwa unter den schweren Terrorwellen der letzten Zeit weniger gelitten haben als die übrigen Völkerschaften. Es steht im Gegenteil fest, daß die deutschen Bauern — vom deutschen Städtertum sind nur traurige Reste nachgeblieben — von Anfang an unter besonders starkem Druck gestanden haben und auch heute noch schwerster Feindschaft ausgesetzt sind.

Woran liegt das?

Man kann es ruhig den Kommunisten zugeben, daß sie an und für sich keinen Nationalitätenhaß kennen, weil sie überhaupt National- und Rassegefühl nicht gelten lassen. Sie stehen damit in schroffem Gegensatz zum alten Rußland, in dem das Nationalgefühl von natürlicher Kraft war und politisch-staatliches sowie soziales Empfinden zurückdrängte. Der Deutsche wurde stets als Deutscher (Remez) erkannt, mochte seine Familie auch seit Generationen in Rußland sitzen. (Dafür wurde er dann in Deutschland nach seinem russischen Paß als „Russe“ oder „Deutschrusse“ bezeichnet.) Der Russe hatte auch einen unfehlbaren Instinkt für den Juden, weswegen im Gegensatz zum einstigen Deutschland die breiten Schichten des Volkes von einer natürlichen Judenfeindschaft erfüllt waren. Bisweilen machte sich diese in Pogroms Luft. Die sozialen Unterschiede waren im alten Rußland durch patriarchalische Züge überdeckt. Die Bauern duzten den Herrn, Hoch und Nieder redete sich mit Vor- und Vatersnamen an, in den Behörden reichten die Beamten auch den Schreibern stets die Hand.

Die Kommunisten behaupteten, das Gegenteil des alten russischen Ideals: „Ein Reich, ein Volk und ein Glaube unter dem Selbstherrscher aller Reußen“ anzustreben. Sie gehärdeten sich als „die Befreier der Nationalitäten“, indem sie die nationalen Republiken, autonomen Gebiete und

Kreise schufen. In Wirklichkeit sollte diese nationale Autonomie ebenso wie die Freigabe der Sprache und die Schaffung nationaler Schulen und Zeitungen die Durchsetzung aller Völkerschaften mit dem Gift des Bolschewismus und damit die Gleichmachung beschleunigen. Sobald sich gegen den Willen Moskaus auf Grund seiner Nationalitätenpolitik wirkliche nationale Bestrebungen völkisch-kultureller Art bemerkbar machten, schlugen die Sowjets gnadenlos zu. So hat die Ukraine Hekatomben ihrer besten Männer immer wieder opfern müssen. Ja, Moskau hat sich nicht gescheut, auch führende ukrainische Kommunisten hinzuschlachten, wenn sie sich gegen die nationale Vergewaltigung auflehnten.

Die Deutschen mußte das Schicksal besonders hart treffen, weil sie in schärfstem Gegensatz zum Kommunismus standen. Nach einem kurzen Hoffnungsfrühling 1917, in dem die während des Krieges verbannten Wolhynier und deren Leidensgenossen in ihre Heimat nach Westrußland zurückkehrten und man an einem Zusammenschluß aller Kolonisten Rußlands arbeitete, brachte gerade die erste Phase des Kommunismus mit den Bürgerkriegen den deutschen Kolonisten furchtbare Verwüstung. Ihre Ausplünderung durch den sogenannten Kriegskommunismus führte zur ersten mörderischen Hungersnot von 1921/22 im Wolgagebiet. Die Entkulakisierung Stalins in Erfüllung des Fünfjahresplans hat sich ebenso wie der Kampf gegen Kirche und Religion besonders grausam gegen die deutschen Bauern ausgewirkt, weil sie eben als

Bauern ausgeprägte Anhänger der Privatwirtschaft und als deutsche Bauern von altem Schrot und Korn fest verwurzelt in ihrer auf Kirche und Schule beruhenden schlichten Kultur waren. Zu diesen Gegensätzen gesellte sich seit 1933 der fanatische Haß gegen das Dritte Reich, das dem Kommunismus im Herzen Europas einen unteilbaren Schlag versetzt hatte. Dieser Haß mußte sich in einem Lande, in dem jede Auslandsbeziehung Verdacht erregt, auf die Lage der dortigen Deutschen verwüstend auswirken. Die Hilfe der „Brüder in Not“, die Zehntausenden von Deutschen während der großen Hungersnöte in der Sowjetunion das Leben gerettet hat, war bis in die neueste Zeit hinein auch wiederum Anlaß, unschuldige Menschen, darunter Greise und alte Frauen, in die Verbannung und in den Tod zu schicken, weil sie „in Beziehung zum feindlichen Auslande gestanden“ hätten.

Sich über die Lage der etwa eine Million Deutschen, die noch in der Sowjetunion ihr Dasein fristen, Klarheit zu schaffen, ist nicht leicht. Dennoch darf dieser wichtige Bestandteil des Deutschtums im Osten nicht als verlorener Posten gestrichen werden. Es muß vielmehr alles geschehen, um die Aufmerksamkeit des Gesamtvolkes auf diese wertvolle Gruppe des Deutschtums im Auslande zu richten, die seit dem Kriege die gräßlichsten Leiden getragen hat und auch augenblicklich nicht nur körperlich, sondern vor allem auch seelisch und geistig dem gefährlichsten Ansturm zu widerstehen hat.

Carlo von Kugelgen.

Katzenjammer in Prag

Die „brennende Friedensfackel“ aus Berchtesgaden – Tschechisches Entgegenkommen – „Wir haben uns tausend Jahre nicht gefürchtet“

„Převrat v německo?“ („Umsturz in Deutschland?“) — „Reichswehr contra Hitler!“ — „Blomberg a Fritsch zatknout!“ (. . . verhaftet) — schrien sich in den ersten Februartagen d. J. die Prager Zeitungsverkäufer ihre Kehlen heiser. Von den Kiosken kündeten knallige Zeitungsausschnitte Sensationen. In den Kaffees und Vyčepů (Bierschänken) diskutierten Bürger,

Arbeiter und Emigranten die Nachrichten und warteten gespannt auf die nächsten Zeitungssensationen. Die Prager Presse lebt nun einmal von der Sensation, die zum Opium für ihre Leser geworden ist. Der tschechische Kleinbürger hat sich an diesen Nervenkitzel gewöhnt, er verlangt nach ihm. Alles, was als Schwächung des nationalsozialistischen Deutschlands gedeutet werden

kann, empfindet er als Wohlbehagen. Der Staat weiß, daß dieses Wohlbehagen sich günstig auf den Steuerpatriotismus auswirkt und läßt seinen Untertanen diese billigen Freuden in den wirtschaftlich so schlechten Zeiten im Staat. Da sie solche Meldungen unkritisch zur Kenntnis nehmen, haben sie natürlich heute vergessen, was gestern noch Sensation war. Daß der Umsturz in Deutschland ausblieb, Adolf Hitler die unmittelbare Befehlsgewalt über die deutsche Wehrmacht ausübt und Generalfeldmarschall von Blomberg, Generaloberst v. Fritsch und die anderen Offiziere, die in den Ruhestand traten, herzliche Dankschreiben erhielten, wirkte auf sie beunruhigend. Die Presse beeilt sich, die plötzlich nervösen Leser zu beruhigen: „Wir sind gut gerüstet“ — „Unsere Bundesgenossen dulden keinen deutschen Spaziergang nach Prag“ — „England schaut auf uns“. — Und aus anderen Meldungen erfährt sie, daß die schlaue tschechische Diplomatie dem Dritten Reich ein neues Cannä bereit hat.

Während man in Prag in Dreiedshoffnungen schwelgte, da kam die Nachricht von der Zusammenkunft des österreichischen Bundeskanzlers Dr. Schuschnigg mit dem Führer auf dem Obersalzberg. Sie wirkte wie eine Bombe. Als der erste Schock überwunden war, erfolgten die bekannten partemäßig temperierten Wut- und Hahausbrüche. Die linksingestellten regierungsnahen „Lidove Noviny“ erklärten, daß die Bedeutung der Begegnung darin liege, daß Hitler den Führer des kleinen Österreich in dem Bewußtsein zu einer Aussprache zu sich lud, Österreich nicht beherrschen zu können. Diese Niederlage gegenüber einem materiell schwächeren Gegner, die Niederlage der Macht gegenüber der vernünftigen Politik habe der Welt die bedeutenden Fähigkeiten des stillen Österreichers Schuschnigg aufgezeigt.

Das Blatt des tschechischen Staatspräsidenten „Cesta slovo“ fordert mit scharfen Worten eine Erklärung vom Westen, die ein Damm gegen alle aggressiven Kräfte sein müsse, ähnlich wie die Monroe-Doktrin alle Versuche um eine Landwegnahme in Amerika abgewehrt habe. Das Blatt verwies auf die brennende Friedensfackel, die aus Berchtesgaden den Westen mit dem „frohtigklaren Licht der

drohenden Gefahr“ beleuchte. Es stellte zum Schluß die Gretchen-Frage, ob diese brennende Fackel von Berchtesgaden genüge, um den Westen zu einer Monroe-Doktrin für Mitteleuropa aufzuschütteln?

Je mehr man sich von dem Ereignis entfernte, desto größer wird in den Prager Redaktionskynagogen und Hufitenlagern über alle Scharfmacherei und Selbstbetäubung der Katzenjammer. Die tonangebenden Linksblätter beklagen, daß der Druck Deutschlands auf Österreich viel stärker und bedrohlicher war und den moralischen Einfluß Englands und Frankreichs in Wien bedeutend überwogen habe. Man könne sagen, daß England und Frankreich wieder einmal — und zum wievielten Male — ihre Politik in Mitteleuropa verspielt haben. Daß sich Schuschnigg den Forderungen Hitlers untergeordnet habe, bedeute praktisch noch nicht den Untergang Österreichs, aber es sei „ein großer Schritt zum Ende“.

Diese Erkenntnis läßt nach dem Schuldigen suchen. Und er ist bald gefunden: Mussolini. Er hat nämlich anerkannt, daß der deutsche Friede zwischen Berlin und Wien eine innerdeutsche Angelegenheit ist, während man in Prag die Spannungen zwischen den beiden deutschen Staaten als einen Beitrag zur kollektiven Sicherheit in Europa empfindet. So geriet Österreich um einen großen Schritt „dem stillen Anschluß näher“.

+

Dann kam die Führerrede vor dem Deutschen Reichstag. Zum erstenmal übernahm auch der tschechoslowakische Rundfunk ihre Übertragung. Das Echo spiegelt sich in den Zeitungsschlagzeilen am nächsten Morgen:

„Hitler reicht die Hand und droht“ — „Hitler über die deutschen Minderheiten in der Nachbarschaft des Reiches“ — „Hitlers Hervorhebung der Kraft Deutschlands“ — „Hitler fordert Selbstbestimmungsrecht für die deutschen Minderheiten“ — „Hitler Protektor aller Deutschen im Ausland“ — „Hitlers leidenschaftliche Verteidigung des Nazismus“ — „Die Welt durch die Hitlerrede beunruhigt“.

Das Blatt des tschechischen Staatspräsidenten meinte herablassend:

„Aber unser Entgegenkommen (!!), sich mit Deutschland auszusprechen . . . wurden

schon mehr als einmal Beweise geliefert, soweit dadurch nicht die Souveränität des Staates betroffen wird. Aber dieser Ausgleich darf niemals eine Verhöhnung sein.“

Tschechisches „Entgegentommen“, sich mit Deutschland auszusprechen! Man sagt, daß sich Dr. Benesch von der Versailler Mentalität niemals befreien könnte und dort stehen geblieben sei, wo er die größten Erfolge seiner Politik buchte: in Versailles. Der inspirierte Aufsatz liefert einen Beweis hierfür!

Herrn Edens plötzlicher Abgang hat das seine dazu beigetragen, die Jubiläumstimmung der Moldaubürger zu dämpfen:

„Vom rein tschechoslowakischen Gesichtspunkt müssen wir den Abgang dieses unseres hervorragenden Freundes aufrichtig bedauern. Eden war einer jener britischen Politiker, die auf das entschiedenste den Standpunkt vertraten, daß Großbritannien in enger Zusammenarbeit mit Frankreich und mit allen übrigen Ländern vorzugehen hat, die entschlossen sind, den Expansionsgelüsten der Angriffsstaaten (!) unter der Legende des Völkerbundes die Stirn zu bieten.“

Die Rede des österreichischen Bundeskanzlers mit ihrer Betonung des österreichischen Patriotismus, wurde daher freudigst aufgegriffen und als eine scharfe Zurückweisung der „deutschen Expansionslust“ gefeiert: „Bis hier her . . .“ — „Österreich trotzt Hitler“ — leuchtete es von den Kiosken und in den Spalten der Zeitungen versicherte man dem tschechischen Volk: „Österreich ist ein deutscher Staat, aber sein Deutschtum hat eine andere machtmäßige, kulturelle und künstlerische Tradition als das Reich und ist der Ausdruck anderer äußerer Einflüsse. Wien hat uns gelehrt, daß Mitteleuropa in der Interessensphäre Londons liegt.“

Aber die hoffnungsstrobe Stimmung dauerte nur kurze Zeit. Die Ausführungen des Generalfeldmarshalls Göring bereiteten ihr ein rasches und nachhaltendes Ende.

Der tschechoslowakische Ministerpräsident Dr. Hodtscha hat jetzt in einer Parlamentsrede zu den Ereignissen der letzten Zeit Stellung genommen. Er verwies u. a. auf die Erklärung des Führers und Reichskanzlers, daß zu den Interessen des Deutschen

Reiches auch der Schutz der Bürger deutscher Nationalität anderer Staaten gehöre, die aus eigener Kraft nicht im Stande seien, sich innerhalb ihrer eigenen Grenzen das Recht auf allgemeine menschliche, politische und weltanschauliche Freiheit zu sichern.

„Nach unserem Urteil“, sagte Dr. Hodtscha, „braucht man diese Erklärung nicht auf die Tschechoslowakei zu beziehen (!), deswegen nicht, weil man von den deutschen Bürgern der Republik nicht sagen kann, daß sie aus eigener Kraft nicht imstande wären, sich das vorgenannte Recht zu sichern. Es könnte jedoch die Anschauung entstehen, daß der Reichskanzler an den Schutz der Deutschen auch in der Tschechoslowakei denke. Ein in diesem Sinne formulierter Standpunkt wäre ein Eingriff in die inneren Angelegenheiten der Tschechoslowakei. Es wäre ein sehr schlechter Dienst an der weiteren Entwicklung der Angelegenheiten in Mitteleuropa und an den Beziehungen zwischen der Tschechoslowakei und dem Deutschen Reich, wenn wir hier nicht sehr klar sagen würden, daß die Tschechoslowakei niemals und unter keinen Umständen einen Eingriff in ihre innerpolitischen Angelegenheiten zulassen kann.“

Hodtscha schloß diese Ausführungen mit den Worten:

„Wir haben uns tausend Jahre lang nicht gefürchtet, wir bekommen auch heute keine Angst, weil wir uns sicher sind der Einheit der Herzen und der Vernunft aller Tschechoslowaken, sowie des Zusammenwirkens mit jenem Teil Europas, der wie wir keine gewaltsamen Eingriffe, sondern Ruhe und Frieden wünscht.“

+

So ähnlich hat auch schon weiland Thomas Masaryk gesprochen, als er am Ende des Weltkrieges aus dem Auslande heimkehrte. Damals richtete er an seine Landsleute die bezeichnende Mahnung: „Nicht fürchten und — nicht stehlen!“ Jawohl — „nicht stehlen“. Inwieweit dieser beherzigenswerte Ausspruch von dem fast 17 Jahre unter seiner Führung stehende Staat befolgt wurde, davon zeugen u. a. die „enteigneten“ 700 000 Hektar deutscher Wald- und Ackerboden und so manch andere Besitzveränderung. Und wie es mit dem „fürchten“ ist?

In einer Wallfahrtskirche bei Peretschin

in Karpatenrußland wurden silberne Amulette an die Gläubigen verteilt, auf denen die Mutter Gottes zu sehen und die Inschrift zu lesen war: „Königin der Ukraine, befreie und vereinige uns.“ An sich ein alter griechisch-katholischer Litaneispruch. Vor der Verteilung der Amulette wurde aber wegen eventueller Anstößigkeit das Urteil, bzw. die Approbation der höchsten geistlichen Stellen des In- und Auslandes befragt: der Kardinal-Fürsterzbischof Dr. Kaspar in Prag, der Metropolit Fürst Szepietky in Lemberg und der südslawische Bischof Waradi. Alle drei approbierten ohne weiteres den Litaneispruch des Amulettes, denn der Sinnspruch bezog sich offensichtlich auf rein religiöse Dinge.

Nicht aber die staatliche Polizeibehörde: Sie verbot den Weiterverkauf der Medaillons, beschlagnahmte die bereits verteilten Stücke, unterzog die nichtsahnende, gläubige Bauernbevölkerung endlosen Verhören, teilweise mit Haft. Sofort eingesperrt wurde der Lehrer des karpatenrussischen Dorfes, der die Medaillons bestellt hatte. Seine Schulkinder wurden ohne Befragen der Direktion aus den Schulklassen herausgeholt und stundenlangen Verhören, ohne Beisein einer Lehrperson, unterzogen. Eine Kirchenfahne, aus der Wallfahrtskirche wurde ohne Wissen der Geistlichkeit oder des Bischofs, nur weil sie in den alten Farben der Ukraine blaugelb gehalten war, welche Farben übrigens die Landesfarben Karpatenrußlands sind, aus der Kirche geholt und als corpus delicti dem Gerichte abgeliefert, wo sie noch heute liegt. Bei dem Lehrer Hrapko wurde eine tagelange Hausdurchsuchung vorgenommen, während er in Haft saß, und man fand unter anderem folgenden verfänglichen Brief: „Verbreitet narodni tanky“. Also doch, schrieb die Staatspolizei. „Jetzt haben sie auch schon Tanks“. — Die hochverrätischen „Narodni tanky“ entpuppten sich als „Nationale Tänze“, ruthenisch Einzahl tanok — der Tanz, Mehrzahl tanky Tänze! Das tut nichts zur Sache. Kann man wissen? Und so bleiben die Muttergottesmedaillons ebenso „staatsgefährlich“ wie die Kirchenfahnen und der Herr Lehrer Hrapko.

Ausdruck einer nervösen Furcht? „Wir haben uns tausend Jahre nicht gefürchtet!“

+

Bei einem Maskenfest in einem nordböhmischem Städtchen erschienen auch drei Neger und Negerinnen. Von ihrem Kopf leuchtete ein roter Turban. Den Lendenschurz bildete ein gelbes Tuch. Diese Farbenzusammenstellung zu sehen und die Maskengruppe zu verhaften, war eine Augenblickstat des tschechoslowakischen Wachorgans. Bald jedoch erschienen die Masken wieder ohne roten Turban und gelbe Schärpe. Das tschechische Polizeiorgan hatte in der Farbenzusammenstellung schwarz-rot-gelb (die alten großdeutschen Farben) eine „pangermanistische Demonstration“ gesehen und durch sein Einschreiten den tschechischen Staat vor einem furchtbaren Anschlag befreit!

Ausdruck einer nervösen Furcht? „Wir haben uns tausend Jahre nicht gefürchtet!“

+

In einem Stammtisch in der alten Staufenerstadt Eger wurde von alten Herren ein Bierstreit über die Länge der „Roten Brücke“ der Stadt geführt. Einer dieser Herren entschloß sich, sich selbst von der tatsächlichen Länge zu überzeugen und wählte seinen Spaziergang dahin. Er schritt die Brücke zählend einmal hin und dann zur Probe noch einmal zurück ab. Als er beim oberen Brückenkopf angelangt war, nahmen ihn zwei Polizisten in Empfang. Warum er die Brücke abgeschritten sei, fragten sie ihn. Weil er wissen wolle, wie lang sie ist, lautete die Antwort. „Dann müssen sie mit auf die Polizeistube.“ Die Polizisten waren wohl der Meinung, einen Spion gefangen zu haben und dem alten Herrn nützte es auch nichts, darauf hinzuweisen, daß über die Länge und Lage der über die reichsdeutschen Bahnlinien führenden Brücke ausländische Staaten schwerlich die Auskunft von Spionen nötig haben. Er mußte mit auf die Polizei, wo mit dem alten Herrn ein Protokoll aufgenommen wurde. Als der Sachverhalt aber klaggestellt war, fehlte es nicht an Entschuldigungen.

Ausdruck einer nervösen Furcht? „Wir haben uns tausend Jahre nicht gefürchtet!“

+

Man sieht in Prag nicht ein, daß Politik keine Schönmacherei für den stimmungsunterworfenen Kleinbürger ist. - rer -

Das estnische Beispiel

Die Bedeutung des Deutschtums für die Gegenwart - Zeugnisse baltendeutscher Kunst

Wir haben in unserem ersten Heft in der Rubrik „Volk und Raum im Osten“ auf die „historischen“ Revisionen hingewiesen, die man in den baltischen Staaten vorzunehmen sich bemüht, um die Bedeutung zu verringern, die das Deutschtum für die Entwicklung des europäischen Nordostens hat. Nunmehr wird eine Rede bekannt, die der „Oberbefehlshabende General der estnischen Armee“ Laidoner auf einer Jugendtagung des estnischen Vaterländischen Verbandes in Dorpat über die Vergangenheit und Gegenwart seines Volkes gehalten hat. In dieser Rede sagte der erste Soldat Estlands der estnischen Jugend, wie sie die Vergangenheit ihres Volkes betrachten müsse, ohne sich dabei ihrer Vergangenheit zu schämen oder die historischen Taten der deutschbaltischen Schicht verleugnen zu brauchen. Der General wandte sich gegen die zum Teil heute noch in Estland dominierende Ansicht, daß die Esten 700 Jahre lang ein geknechtetes Volk gewesen und von jeder Teilnahme an den Geschicken des Landes ausgeschaltet gewesen seien. Diese Auffassung sei grundfalsch. Die Esten hätten zwar einen Kampf gegen Fremde verloren, sie seien aber selbst als Volk nicht verlorengegangen. Das Land habe nur eine neue Oberschicht erhalten, die ständig aus dem estnischen Volke heraus ergänzt worden sei. Es sei nichts Außergewöhnliches dabei, daß diese Oberschicht anderen Stammes war und eine andere Sprache sprach. Eine ähnliche Situation habe auch in verschiedenen anderen Ländern Europas bestanden.

Dann würdigte General Laidoner die Bedeutung des Ordensstaates für das estnische Volk. Das staatliche Gebilde des estnischen Landes, der Ordensstaat, sei eine vorbildliche Einrichtung mit ausgeglichener Macht gewesen. Er habe eine große Aufbauarbeit geleistet und nach 350 Jahren sei er so gefestigt gewesen, daß er Ivan den Grausamen und seine Moskowiterscharen, die sich einen Zu-

gang zur Ostsee erzwingen wollten, zurückzuschlagen konnte. Man solle die stolzen Burgen aus der Zeit des Ordensstaates nicht als Zeichen der Unterjochung der Esten ansehen. Diese monumental gebauten Bauten seien die besten Beweise für die Kultur und den Wohlstand, die damals geherrscht hätten, während an anderen Stellen Europas Kriege und Wirren tobten. Diese Burgen seien zum Schutze gegen den äußeren Feind gebaut worden. Kulturelle und wirtschaftliche Vorbedingungen seien für ihre Errichtung notwendig gewesen, denn es sei unmöglich, solche Bauten mit der Peitsche zu errichten. Niemals hätte der kleine Ordensstaat den Kampf gegen den Gegner aus dem Osten bestehen können, wenn dieser Kampf nur allein von der Oberschicht getragen worden wäre. Im Ordensheere hätten auch Esten tapfer mitgekämpft. Daher, so betont der General Laidoner, sei es auch nicht möglich, das Mittelalter aus der Geschichte des estnischen Volkes einfach zu streichen, da dieses Volk auch damals am Staatswesen Anteil gehabt habe. Zum Schluß seiner Rede stellte General Laidoner den Ordensstaat sogar für das heutige Estland als ein Vorbild hin. Nur ein in sich geschlossener Staat, der so konsolidiert sei wie seinerzeit der Ordensstaat, könne sich in den heutigen schweren Zeiten auch außenpolitisch behaupten.

Diese Rede des Generals Laidoner, die wir nach der „Revalschen Zeitung“ zitieren, ist wohl geeignet, der estnischen Jugend ein richtiges Bild von der estnischen Vergangenheit zu geben, ein Bild, das die estnische Jugend auf die Vergangenheit ihres Volkes stolz werden und sie gleichzeitig die Bedeutung der deutschen Oberschicht für das estnische Land deutlich erkennen läßt. Wir wollen hier nicht auf die Frage eingehen, ob diese Oberschicht im Laufe der Jahrhunderte aus estnischem Volkstum Zufluß erhalten hat

oder nicht. Viel wichtiger ist, daß der estnische General seinem Volke die Geschichte in einem Licht gezeigt hat, das die Bedeutung der deutschen Oberschicht erhellt, ohne deswegen einen dunklen Schatten auf das Estentum der vergangenen Jahrhunderte zu werfen. Nur eine solche Geschichtsbetrachtung kann auch für die Zukunft nützlich und fruchtbringend sein.

Die Gedanken des Generals Laidoner hat sich dann Rasmus Rangro-Pool zu eigen gemacht und sie in einem Artikel im „Anbilsleht“ weiter ausgeführt. Er verweist darauf, daß auch in anderen Ländern die herrschende Schicht eine andere Sprache sprach, als das Volk, und betont, daß nicht die Zeit der Ordensritter die traurigste Zeit des estnischen Volkes gewesen sei, sondern daß diese Zeit erst anbrach, als Estland eine Provinz Rußlands wurde. Nicht eine dünne Oberschicht, sondern nur das Volk könne das endgültige Schicksal eines Landes bestimmen. Dies gelte auch für die Perioden, in denen die herrschende Schicht versucht habe, sich vom Volke abzusondern und auf eigene Faust zu handeln. Diese Neigung habe die anders-nationale (lies: deutsche) Oberschicht im estnischen Land in der Vergangenheit ebenso gezeigt, wie die dem eigenen Volkstum entstammenden Oberschichten anderer Länder. Es sei nicht Aufgabe des Estentums, „in sehr gesuchter Weise“ die Not der Vergangenheit darin zu erblicken, daß es eine anders nationale Oberschicht gehabt habe. Denn, so fährt der estnische Autor fort, Völker mit einer dem eigenen Volkstum entstammenden Oberschicht wie die Ungarn, Polen, Russen usw. seien bis heute an Bildung und Selbstbewußtsein weit stärker zurückgeblieben als zum Beispiel die Esten, Letten, Finnen usw., die unter einer anders-nationalen Oberschicht gelebt hätten. Eine schlechte eigene Oberschicht sei nicht dadurch nützlicher gewesen, daß sie eine eigene Oberschicht war.

Auch diesen hier zitierten Ausführungen erkennen die Rolle der Deutschen, die den Ordensstaat im Baltikum errichteten, für das estnische Volk als positiv an. Es ist uns nun nicht darum zu tun, längst feststehende Tatsachen von baltischer Seite heute noch einmal bestätigt zu erhalten. Wir begrüßen diese Äußerungen vor allem deswegen, weil sie eine heutige praktische Bedeutung haben. Eine solche Geschichtsbetrachtung ist geeignet,

auf das Zusammenleben der Deutschen und Esten im heutigen estnischen Staat einzuwirken und es fruchtbarer zu gestalten. Wenn die Bitterkeit, die die vom General Laidoner abgelehnte Geschichtsbetrachtung im estnischen Volk gegen das Deutschtum erzeugt hat, geschwunden sein wird, wenn man die Bedeutung dieses Deutschtums für das estnische Volk erkannt hat, wenn man sich darüber klar geworden ist, daß der deutsche Ordensstaat mit seinen Rittern und Burgen das zahlenmäßig kleine Volk der Esten zusammen mit dessen besten Söhnen in siegreichen Kämpfen gegen den riesigen östlichen Nachbarn verteidigt und erhalten hat, dann dürfte man auf estnischer Seite eigentlich keine Bedenken mehr haben, auch für die Zukunft, eine vertrauensvolle Zusammenarbeit zwischen dem estnischen Staatsvolk und der deutschen Volksgruppe in Estland zu begrüßen.

Zunächst aber möge anderen Völkern des Ostens, die ihr eigenes Wesen immer nur im Gegensatz zum Deutschtum sich vorstellen können, diese aufrichtige und gerade deswegen so selbstbewußte Haltung eines kleinen Volkes zum Vorbild dienen.

A. R.

+

Was hier von einem der maßgeblichen Männer Estlands ausgesprochen wurde, ist — das stellen wir ebenfalls mit Befriedigung fest — nicht nur Theorie, sondern auf einem wesentlichen Gebiet rühmliche, beispielhafte Praxis. Gemeint ist das Gebiet der Baudenkmalpflege. Auch in Lettland, wengleich dort keineswegs eine ähnlich klar umrissene Einstellung zu diesem Problem anzutreffen ist, hält man sich in der Praxis der Denkmalpflege im allgemeinen auf dem gleichen Weg. Esten sowohl wie Letten, die heute staatsführenden Völker, haben die russische Politik der Zerstörung der Baudenkmäler deutschen Ursprungs nicht fortgesetzt.

Mit dieser sehr wesentlichen Feststellung, die als „ein wichtiges Zeugnis der in sieben Jahrhunderten bewährten Lebensgemeinschaft der baltischen Deutschen mit den Letten und Esten“ bezeichnet wird, beginnt ein im Deutschen Kunstverlag Berlin erschienenenes Buch des jungen Kunsthistorikers Dr. Niels von Holst: „Baltensland“. Die steinernen Zeugnisse baltendeutscher Kunst, die der Verfasser,

selbst ein Kind dieses Landes, in diesem Bildwerk zusammengestellt hat, sind der sprechendste Gegenbeweis gegen das verhängnisvolle Goethewort von der „gebildeten aber bildlosen Gegend“ des Ostens. An Hand einer außerordentlich vielfältigen Auswahl von Aufnahmen und Reproduktionen zeigt von Holst nicht nur die enge Verbundenheit der Kunst seiner baltischen Heimat mit den binnendeutschen Landschaften, sondern stellt sie in dem geradezu fesselnden Begleittext auch zugleich vor den Hintergrund der gesamten osteuropäischen Entwicklung. Dadurch wird die Eigenart dieser deutschen Kulturleistung im Baltikum besonders überzeugend vor Augen geführt. Diese Besonderheit liegt darin, daß die baltische Kunst hinsichtlich der übrigen landschaftlichen Erscheinungsformen deutscher Kunst „überprovinziell“, vielfältig und doch in sich geschlossen und nicht bloße Kopie westlicher Formen ist, wie etwa die Bauten in Warschau und Petersburg. Dadurch, daß

die baltische Kunst nicht nur Spiegelbild binnendeutscher Formen ist, sondern diese aus eigener schöpferischer Kraft als etwas Besonderes, Neues erstehen ließ, ist sie zugleich Zeugnis eines Anspruchs auf die angestammte Heimat. Sie ist kein Import, sondern bodenständiges Gewächs des deutschen Kulturbodens im Baltikum.

Wenn die Steine reden sollen, wo der Menschen Mund verstummt, bedarf es der Menschen, die die Sprache der Steine vernehmen. Das Buch „Baltikum“ vollbringt eine verdienstvolle Leistung, wenn es dazu beiträgt, dem deutschen Volk die Sinne für diese Erscheinungen zu schärfen. Denn von dem Gesamtvolk hängt es schließlich ab, ob die deutschen Menschen im Baltikum, deren Behandlung durch die neuen Staatsvölker keineswegs der Praxis gegenüber den Baudenkmalern entspricht, verstummen müssen, oder ob ihr schwerer Kampf um die Geltung bewährten deutschen Blut nicht vergeblich sein soll.

R. H. F.

Der Norden und die Strukturwandlung der Ostsee Skandinavien und der Kommunismus - Dänemark und Polen

Jede Angelegenheit des Nordens kann heute nur dann richtig gesehen werden, wenn man immer die Neugestaltung der gesamten Ostseekräfte berücksichtigt. Sowohl im Osten als auch im Westen hat sich das Bild der Ostsee-Ufer gewandelt. Waren früher am südlichen Ostseeufer nur zwei Staaten, die besonderes Interesse an diesem Meer zeigten, so sind es heute sechs Staaten, acht, wenn man den Zugang Polens zum Meer und das zwangsweise selbständige Danzig mit-hineinnimmt. Heute sind also 10 Staaten Anrainer dieses Meeres. Damit ist die Ostsee mehr, als man gewöhnlich denkt, ein Gegenstück zum Mittelmeer geworden. Die politischen, volkspolitischen und strategischen Fragen haben sich dadurch auch vermehrt. Die im Sinne politischer Gruppierungen wirkende Anti-Rominternpolitik, die in der Achse Berlin—Rom und in ihrer Verlängerung

nach Tokio ihren Ausdruck findet, und nicht zuletzt auch die Staaten der römischen Protokolle und Jugoslawien umfaßt, wird natürlich auch im Norden, im Ostseebecken zu entsprechenden Folgerungen führen müssen; Folgerungen, die eine Entscheidung der Anliegerstaaten der Ostsee in der Frage Moskau bedeuten müssen.

Es wäre falsch, zu meinen, daß die eventuelle Aufgabe des befestigten Hafens von Kronstadt und die Zusammenziehung der russischen Seestreitkräfte weiter nördlich, also im Eismeer, die Spannung im Ostseebecken herabminderte. Der Ausbau der deutschen Flotte gerade im Ostseegebiet wurde selbst von englischer Seite aus mit Interesse verfolgt, und es scheint heute mehr denn je klarzutreten, daß England seine noch bis zur Stagerraktschlacht gehaltenen seestrategischen Interessen an der Ostsee wirklich aufgegeben

hat. Erst vor kurzem hat Fritz Michel, der Hauptschriftleiter der „Nordischen Rundschau“ auf diese entscheidende Bedeutung der Skagerrackschlacht, die bisher allzuwenig beachtet wurde, hingewiesen. Nach dem Flottenvertrag zwischen Deutschland und England hat England gewissermaßen Deutschland das Hoheitsrecht über die Ostsee überlassen, einfach deshalb, weil England jede Macht willkommen ist, die russische Kräfte außerhalb des Fernen Ostens bindet. Dies ist auch bei jeder Betrachtung des Nordens vorauszuschicken. Ebenso muß gerade heute auch immer wieder daran erinnert werden, daß die deutsche Ostseeflotte zum Schutze des deutschen Raumes da ist und daß von deutscher Seite niemals irgendwelche Abriegelungsgedanken für die drei großen Zufahrtsstraßen, Sund, Großer und Kleiner Belt, vorlagen. Da aber das Gedächtnis verschiedener Völker auch wie das der Menschen manchmal nur kurz ist, so muß auch in diesem Zusammenhang darauf hingewiesen werden, daß England während des Weltkrieges die Besetzung der dänischen Inseln sehr stark in Erwägung gezogen hatte, um so Herr über die Zufahrtsstraßen in die Ostsee zu werden und diese Pläne erst nach dem Ausgang der Skagerrackschlacht aufgegeben hatte. Damit ist schon einmal deutlich festgelegt worden, welche Bedeutung der Aufbau der deutschen Flotte auch für die Anlegestaaten der Ostsee hat. Aber nicht genug damit. In politischer Hinsicht ist es unbedingt nötig, auch in diesem Zusammenhang festzustellen, wie stark das Nördliche Eismeer zum mindesten als strategisch wichtig in den gesamten Ostseeraum mit einzubeziehen ist. Dabei erinnern wir uns auch, daß trotz des Haager Schiedsgerichtsurteils die Grönlandfrage doch nur eine den älteren Generationen Norwegens und Dänemarks genehme Lösung gefunden hat.

Wir stellen also noch einmal die gewaltige Änderung dieses Ostseebeckens heraus. Im Westen der Ostsee hat Deutschland durch den nicht mehr bestehenden Versailler Vertrag ein großes Stück Land und ein wichtiges Stück Ostseeküste abgeben müssen. Wobei auch in diesem Zusammenhang ein Hinweis auf die grundlegende Bedeutung der Erbauung Sdingens für die wirtschafts- und handelspolitische Strukturwandlung der Ostsee nicht fehlen darf. Im Osten ist Rußland

bis auf das kleine Gebiet im Bottnischen Meerbusen als Ostseeanlieger verschwunden.

Es erhebt sich nun die Frage, wie sich insbesondere die nordischen Länder mit dieser neuen Struktur der Ostsee auseinandersetzen und dann als entscheidendster Faktor, wo steht der Norden heute im Kampf gegen den Kommunismus. Wir bedienen uns absichtlich und bewußt dieser harten Formulierung; in der Beantwortung dieser Frage liegt u. E. die letzte Entscheidung auch für den Norden.

Kleine Länder haben es immer gern, wenn sich ihrer mehrere hinzugesellen. Ziehen wir weiterhin in Betracht, daß im Norden von jeher für alle Freiheitsbewegungen und „Befreiungen“ Interesse und Anteilnahme bestand, so können wir verstehen, daß die neuen Ostseestaaten stets mit einer gewissen Sympathie begrüßt wurden. Wie aber auch immer diese Sympathie im Kleinen sich gezeigt haben mag, wollen wir doch unterstreichen, daß die sogenannte ständige Außenminister-Konferenz nur die 4 nordischen Staaten Dänemark, Finnland, Norwegen und Schweden umfaßt. Diese beraten wichtige Dinge untereinander, diese tauschen auch innerpolitische Gedankengänge aus und bilden bisher auch im Völkerbund gewissermaßen einen Block. Damit ist eigentlich die Wichtigkeit der Sympathie schon genügend gekennzeichnet. Finnland ist in die sogenannte nordische Union aufgenommen. Politisch wie auch kulturell.

Durch die im Laufe der letzten Jahre stattgefundenen schwedisch-estnischen Staatsbesuche haben sich zwischen diesen beiden Ländern gute und freundliche Beziehungen angebahnt. Am Schicksal der deutschen Minderheiten in diesen wie auch in den anderen Ländern haben die nordischen Länder grundsätzlich keine Teilnahme gezeigt.

+

Norwegen unterhält zu den Randstaaten keine tieferen Beziehungen, wird aber in seiner innerpolitischen Spannung, das hat sich gerade im letzten Jahre besonders gezeigt, stark von Rußland her beeindruckt. Wir haben hier auf der einen Seite die Anhänger des Salon-Kommunismus und eine stark radikal-sozialistische Regierungsmehrheit, auf der anderen Seite junge Kräfte, als deren maßgebendstes Organ die Zeitschrift „Ragnarek“ mit ihrem Heraus-

geber Hans S. Jacobsen anzusehen ist, die großes Interesse an einer Nationalregierung haben, auch die Aufrüstung fördern und die Gefahren ihrer Nordgrenze gegen Rußland wohl verstehen.

Dänemark hat in den beiden Vereinigungen „Freunde der Sowjet-Union“ und „Verein für freisinnigen Kulturkampf“ zwei Verbände, die kommunistischen Ideologien huldigen. Diese Gefahr wird aber wegen der Entfernung zu Rußland keineswegs gesehen. Leider gibt es noch immer Kräfte, die die freundschaftliche Haltung Deutschlands nicht anerkennen wollen, und gerade in den letzten Monaten haben diese zu einem verstärkten Volkstumskampf in Nordschleswig geführt. Dabei bedient man sich hier der eigenartigen Methode, den zum Reichsgebiet gehörigen Teil Schlesiens als urdänisch zu bezeichnen. Im Mittelpunkt des ganzen Kampfes aber steht die Bodenpolitik, die ganz im Gegensatz zu den Maßnahmen auf deutscher Seite versucht, den angezogenen Deutschen in Nordschleswig Boden zu entziehen. Die notwendigen deutschen Devisenbestimmungen haben es ermöglicht, daß in den letzten Zeitabschnitten mehrere deutsche Höfe in dänischen Besitz übergehen mußten. Es wäre aber besser, man erinnerte sich auch in Dänemark der schon am Anfang unserer Ausführungen gemachten Feststellungen; denn gerade in dem westlichen Gebiet der Ostsee, wo sich im Kulturkampf zwei gleich hochwertige Völker gegenüberstehen, könnte leicht ein Beispiel für die friedliche Austragung volkstumspolitischer Fragen geschaffen werden. Ganz allgemein gesehen, sind die Beziehungen in der westlichen Ostsee diplomatisch gute, aber lassen noch immer eine gewisse Herzlichkeit vermischen.

+

Eine besondere Stellung nehmen die nordischen Länder zu Polen ein. In der letzten Zeit müssen wir hier besonders unser Augenmerk Dänemark und Norwegen schenken. In der größten Zeitung Sütländs hat Frants Thygosen längere Ausführungen unter dem Titel „Polen, Dänemarks Nachbar“ gemacht. Er stellt eingangs fest „Fürs erste ist es nicht weiter nach Polen wie nach Norwegen, das zu unseren nächsten Nachbarn gerechnet wird.“ „Mit etwas intensiver Propaganda könnte die Verbindung zwischen Dänemark

und Polen bald so wachsen, daß sie eine Schiffsroute nach Gdingen mit besseren und größeren Schiffen tragen könnte als jetzt. Und eine Flugverbindung Kopenhagen—Bornholm—Warschau darf auch nicht mehr lange auf sich warten lassen; denn sonst kommen uns die Schweden bloß zuvor.“ Nach einem Lob der polnischen Gastfreierheit, der landschaftlichen Schönheiten und der „herrlichen alten Städte“ verschweigt der Schreiber allerdings nicht die Armut Polens und die innere Zersplitterung, begründet sie aber mit der eigenartigen Struktur des Landes. Selbstverständlich kann um die brennende Judenfrage in Polen nicht herumgegangen werden. „Eine polnische Bürgererschaft gab es früher beinahe nicht. Erst in den letzten 50 Jahren hat man bewußt dafür gearbeitet, in den Städten einen Mittelstand zu schaffen, aber das braucht Zeit. Und der Platz wird jetzt noch von den Juden eingenommen. Der erwachende Teil der polnischen Jugend, darunter die meisten Studenten, haben sich drei große Ziele gesetzt: innere Sammlung, Lösung der Judenfrage und eine freie und starke Haltung gegenüber dem Ausland.“ Der Schreiber hält auch nicht vor einer Darstellung der derzeitigen Krisen im Innern Polens zurück. „Der Kernpunkt ist, daß die Regierung den richtigen Kontakt mit der Bevölkerung nicht hat. Es ist nicht einmal eine Klasse, sondern nur eine Clique, die regiert. Eine Kaste von Offizieren und Beamten, die hauptsächlich aus Galizien kommen.“ „Die Judenfrage steht in engster Verbindung mit den Schwierigkeiten, die sich bei der Arbeit zeigen, um einen Zusammenhalt und einen Fortschritt in Polen zu schaffen. Hier ist von einem Problem die Rede, daß solche Dimensionen annimmt, daß die deutsche Judenfrage im Vergleich dazu eine Bagatelle ist. Deutschland hat ca. 1 % Juden, Polen über 10 %, also gut über 3½ Millionen Juden.“ Und so sehr man gerade in Dänemark über die Lösung der Judenfrage in Deutschland den Kopf schüttelt, ja, in weiten Kreisen diesen Punkt immer noch als große Differenz zwischen Deutschland und dem Norden herausstreicht, so sehr stellt sich hier der Verfasser sowie die große Zeitung doch auf den Standpunkt einer radikalen Lösung der Judenfrage. „Bekommen die Fortschrittsfreunde einmal Wind in die Segel, wird es nicht gut sein, polnischer Jude zu sein.“ Sieht der

Schreiber auch vieles richtig, so berührt uns seine Stellung gegenüber der Minderheitenfrage sehr eigenartig. „1920 war die Bevölkerung an vielen Stellen stark gemischt, deshalb kam eine große Minderheit hinter die Grenzen des neuen Polen, aber die Polen haben eine handfeste Art, solche Dinge zu regeln. Die deutsche Minderheit ist in jähem Rückgang. Im Korridor — Provinz Pommerellen . . . in Oberschlesien ist die Entwicklung dieselbe. Die begrenzte Selbstverwaltung dieses Landesteils ist im übrigen jetzt abgeschafft, so daß er mit den anderen Provinzen auf gleichem Fuß steht . . . Die Behandlung der Minderheiten ist nicht so willkürlich und kleinlich wie jene, die die Polen vor dem Krieg von deutscher und namentlich russischer Seite erfuhren. (!) Es ist ein kräftiges und bestimmtes Auftreten, verbunden mit einer vernünftigen Gesetzgebung. So etwas hat eine verblüffende (!) Wirkung auf die Deutschen, und unsere eigene Regierung könnte sich das gern hinter die Ohren schreiben. Gleichzeitig sorgen die Polen, die polnischen Elemente in den Nachbarländern zu stärken. In erster Linie halten sie immer Danzig-Gdansk, wie sie die Stadt nennen, im Auge. Aber auch den südlichen Teil von Ostpreußen, den deutschen Teil von Oberschlesien sowie die Ukraine haben ihr Interesse. Gar nicht zu reden davon, daß sie wie die Deutschen laut nach Kolonien rufen.“

Der Verfasser schließt dann seine eigenartigen Betrachtungen:

„Polen und Dänemark können viel Freude aneinander haben. Wir können sie Technik, Organisation und ein Zurechtlegen auf lange Sicht lehren, und ihr Land gibt uns große

Möglichkeiten für wirtschaftliche Wirksamkeit und kulturelle Zusammenarbeit . . .“

Wir haben absichtlich diesen dänischen Beitrag ausführlich zitiert; denn er gibt so am besten die Haltung gerade konservativer Teile der dänischen Bevölkerung kund. Wir glauben nicht fehlzugehen in der Annahme, daß aus diesen Worten eines „unabhängigen“, in seiner „freien“ Meinungsäußerung unbehinderten Dänen nichts anderes spricht als die Propaganda des Baltischen Instituts. Deutlich geht daraus hervor, wie die Dänen immer wieder versuchen, unzutreffende Vergleiche zwischen der Abtrennung Westpreußens und Nordschleswigs anzustellen. Uns mit der unsinnigen Parallelisierung der deutschen und der polnischen Kolonialansprüche auseinanderzusetzen, halten wir für ebenso überflüssig, wie etwa auf die taktlos einseitige Parteinahme in den besonderen deutsch-polnischen Problemen einzugehen. Auf unfairness gibt es für uns Deutsche heutigen Tages nur eine Haltung, die unserer Überlegenheit in diesem Punkt internationalen Faktts entspricht. Es gibt noch mehr Fragen und Probleme, die quer in der Nord-Südrichtung über der Ostsee liegen. Nur einige haben wir heute gestreift.

Die wichtigste Frage, und darin sind wir uns mit manchen jungen Kreisen des Nordens einig, bleibt Moskau mit seinem neuerlichen besonderen Interesse im nördlichen Eismeer. Bestehende Gegensätze der übrigen Ostseestaaten gegeneinander auszuspielen zu scheinbar eigenem Nutzen, heißt, die große europäische Bedeutung der Ostsee überhaupt nicht zu erkennen.

Durch derartige Betrachtungen zweiten und dritten Ranges bekennt man sich nur zu einem primitiven Standpunkt der Ewig-Gestrigen. C. F.

„Unanwendbar“

Die gefürchtete Volkszählung – Kundgebungen in Berlin und Warschau Schule in Not – Die Furcht vor der deutschen Wirtschaftskraft

Es war schon lange erforderlich, daß deutscherseits einmal der in polnischen Veröffentlichungen ständig wiederholten Behauptung von der Existenz von eineinhalb Millionen Polen in Deutschland entgegengetreten wurde. Die polnische „Katholische Presseagentur“ veröffentlichte unlängst einen Artikel der — natürlich auf Grund des berühmten Ostpreußen-Buches von Wańkowiç — die unerhörtesten Greuelmärchen über angebliche religiöse Verfolgungen polnischer Katholiken aufstufte, und u. a. von 350 000 „Polen“ in Masuren sprach. Nach dem Grundsatz, daß unterlassener Widerspruch in der Politik manchmal als Zustimmung aufgefaßt wird — schrieb zu diesen Ausführungen die „Deutsche Allgemeine Zeitung“:

— „In diesem Zusammenhang ist es notwendig, festzustellen, daß die zahlenmäßigen Vermutungen der Warschauer Korrespondenz über die in Deutschland lebenden polnischen Staatsangehörigen einfach phantastisch sind. Die wirkliche Zahl ist ganz gering. Hunderttausende von Grenzdeutschen einfach als Polen zu bezeichnen, ist ein Trick, der vielleicht im Jahre 1919 Erfolg versprechen konnte (während der Abstimmung in Ostpreußen bereits sind die Masuren von den Polen wider besseres Wissen für sich beansprucht worden); jetzt aber, nach 18 Jahren amtlicher Beschäftigung sämtlicher Staaten und internationaler Instanzen mit diesem Problem, ist eine solche Irreführung, um einen Genfer Ausdruck zu gebrauchen, „unanwendbar“ geworden. Ebenso gut könnten ja wir eine oder zwei oder drei Millionen Polen, die an der polnischen Westgrenze wohnen, einfach als Deutsche bezeichnen. Was den Katholizismus angeht, so weiß man, daß bei der oberschlesischen Abstimmung 1921 die deutschen Katholiken und ihre Priester dort ihre Pflicht für Deutschland getan haben. Der Warschauer Ausruf

sagt im übrigen selbst, daß die polnischen Geistlichen im Reiche ihre Landsleute betreiben können.“ —

In diesem Zusammenhang ist es notwendig, sich an das Ergebnis der unter internationaler Kontrolle durchgeführten Volksabstimmung im südlichen Ostpreußen zu erinnern. In den masurischen Kreisen der Regierungsbezirke Allenstein und Gumbinnen sind fast 280 000 Stimmen für das Verbleiben beim Deutschen Reich und noch nicht 2000 Stimmen für die Angliederung an Polen abgegeben worden.

+

Diese Feststellungen sind vielleicht zugleich eine Erklärung für die außerordentlich eigenartige Erregung, mit der man polnischerseits auf die für den 17. Mai angekündigte Volkszählung im Reich reagierte. Man sollte glauben, daß es den Polen im Reich nur recht sein könnte, wenn sie sich durch freiwillige und endgültige Feststellung ihrer Volkszugehörigkeit einen unbedingten Rechtsschutz vor etwaiger Infragestellung ihrer Nationalität schaffen können. Dem ist aber nicht so.

Das polnische Blatt „Kurjer Poznański“ z. B. ist über diese Aussicht so in Erregung geraten, daß es bereits am 17. Februar d. J. von angeblichen Fälschungen an dem Ergebnis der erst im kommenden Mai stattfindenden reichsdeutschen Volkszählung berichten zu können meinte. „Die deutschen städtischen und ländlichen Behörden ebenso wie die Schulbehörden zwingen unter der Drohung wirtschaftlicher Repressalien oder des Verlustes der Unterstützung für Arbeitslose oder der Invalidenunterstützungen die Angehörigen der polnischen Minderheit, Masuren, Kaschuben und Slonsaken, zur Unterzeichnung von Erklärungen, daß sie sich zum deutschen Volkstum gehörig fühlen und daß die Mundart,

derer sie sich bedienen, die deutsche Sprache ist.“ — „Greuelmärchen im Vorkaus“ sind diese Verleumdungen mit Recht genannt worden. Eine psychologische Untersuchung darüber anzustellen, wie diese Erregung zu erklären ist — z. B. etwa durch die schreckliche Erinnerung an die Abstimmungsergebnisse von Ostpreußen — können wir uns wohl versagen.

Bedenklich muß es allerdings stimmen, wenn auch aus Kreisen des Polentums im Reich Stimmen des Widerstandes und der Ablehnung gegen diese Volkszählung laut werden, wie das auf dem großen Kongreß der Polen in Berlin der Fall gewesen ist. An Unklarheiten in der Frage der Volkszugehörigkeit kann doch wohl nur derjenige ein Interesse haben, der sich mit geheimen Hoffnungen auf Vermehrung der Kopfszahl durch Gewinnung fremdblütigen Volkstums macht. Eine auf freiwilligem, persönlichem Bekenntnis beruhende Feststellung der Volkszugehörigkeit würde natürlich jede völkische Propagandamacherei sofort erkennbar machen und daher ausschließen. Nicht nur die Deutschen im Reich wünschen auf Grund des Volkstumsgedankens diese klare Entscheidung, auch unsere Volksgenossen polnischer Staatsangehörigkeit haben mehrfach den Wunsch nach Aufstellung eines endgültigen Nationalitätenkatasters geäußert.

+

Nicht nur in Deutschland und Polen hat der am 6. März d. J. in Berlin stattgefundene 1. Kongreß der Polen in Deutschland große Beachtung gefunden. Diese Beachtung galt weniger der fraglos bewundernswerten inneren Solidarität der polnischen Volksgruppe im Reich, als den äußeren Umständen, unter denen dieser Kongreß stattfand. Für die große Kundgebung an der (nach polnischen Angaben) etwa 5000 Delegierte teilnahmen, war der größte in Berlin verfügbare Theaterraum, das „Theater des Volkes“ von den deutschen Behörden zur Verfügung gestellt worden. Ein deutlicher erkennbarer Beweis für die tatsächlichen Entwicklungsmöglichkeiten der polnischen Volksgruppe im Reich, auf die in den Ansprachen des Kongresses auch ausdrücklich hingewiesen wurde, ist wohl kaum denkbar. — Der Vorsitzende des „Verbandes der Polen in Deutschland“ verkündete im Anschluß an seine

Ansprache feierlich „Die fünf polnischen Wahrsprüche“: — Wir sind Polen — Der Glaube unserer Väter ist der Glaube unserer Kinder — Der Pole ist der Bruder des Polen — Täglich dient der Pole seinem Volk — Polen ist unsere Mutter, über die keiner Schlechtes sagen darf. —

Als gefeierter Gast wohnte der Veranstaltung der Vertreter der dänischen Volksgruppe in Schleswig, Redakteur Christiansen, und — man staune — sogar ein Vertreter der in Deutschland lebenden Litauer bei. Redakteur Christiansen feierte das polnische Volk mit höchsten Worten des Ruhmes und nannte schließlich jeden Polen in Deutschland seinen „guten Kameraden“.

+

Man stelle sich einmal vor: Im Warschauer Nationaltheater würde ein Kongreß sämtlicher in Polen lebender Deutscher stattfinden, mit dem gleichen Pomp, Fahnen, Gesängen und Symbolen des Deutschen Reiches, wie das analog auf dem Polentkongreß in Berlin der Fall war. Weiter: Die Deutschen in Polen würden sich in genau so kategorischer Form die Verunglimpfung ihres Mutterlandes verbitten, um schließlich den Vertreter einer anderen Volksgruppe aus Polen, sagen wir z. B. einen Ukrainer, feierlich als Gast in ihrer Mitte zu begrüßen und sich von ihm „gute Kameraden“ nennen zu lassen! Doch das sind Träume. Nicht einmal angenehme Träume, wenn man an die Schimpfskanonaden denkt, die die polnische Presse daraufhin loslassen würde.

+

Die Wirklichkeit bot ein anderes Bild. Tatsächlich fand am gleichen Tag, dem 6. März d. J., in Warschau ebenfalls im größten dortigen Theater eine Kundgebung statt. Allerdings zum Zweck der Propaganda für die Ziele der polnischen See- und Kolonial-Liga. Auf dieser unter dem Protektorat des Generals Sosnkowski stehenden Veranstaltung glaubte ein Vertreter der polnischen Studentenschaft mit folgender Behauptung dem Völkerfrieden auf seine Weise dienen zu müssen: „Dort wo einst der König von Preußen herrschte, befindet sich heute die riesige Macht des neuen Deutschland und wie dieses gesonnen ist, wissen wir ganz genau.“

Hat doch einer seiner führenden Männer, Alfred Rosenberg, noch kürzlich (!) erklärt, es sei die deutsche Hauptaufgabe, Polen von der Landkarte wieder verschwinden zu lassen.“ — Eine so freche Lüge ist kaum des Hinweises wert, daß gerade Alfred Rosenberg noch vor gar nicht langer Zeit über Polen genau das Gegenteil festgestellt hat. Der junge Herr aus Warschau aber, der sich auf seine fortschrittlich-nationale und antijüdische Gesinnung sicherlich sehr viel einbildet, scheint sich dessen nicht bewußt zu sein, daß er keinem anderen Einfluß unterliegt, als den Suggestionen jüdischer Greuelfabrikanten, die leider immer noch von Warschau aus ihre zersetzenden Geistesprodukte ungehindert in die Welt versenden können.

+

Es gibt kaum ein anderes Volk, das mit einer derart leidenschaftlichen Anteilnahme über das Wohl und Wehe seiner jenseits der Staatsgrenzen wohnenden Volksgenossen wacht, wie das polnische. Jede geringste Veränderung in der Lage einer polnischen Minderheit wird meist zum Gegenstand einer großaufgezogenen Presseaktion gemacht, an der sich alle Zeitungen ohne Unterschied der Parteirichtung beteiligen. Die Unterdrückung der Polen in der Tschechoslowakei hat sogar schwerwiegende außenpolitische Folgen gehabt, da sie trotz der eifrigen Vermittlung des gemeinsamen französischen Bundesgenossen eine Ausöhnung der beiden slawischen Nachbarstaaten verhinderte und damit in gewisser Hinsicht eine Gefährdung des französischen Bündnisystems darstellte.

Bei dieser weitgehenden Verbundenheit des polnischen Mutterlandes mit den polnischen Minderheiten im Auslande und besonders bei der außergewöhnlichen Fürsorge, die das polnische Volk durch eine Reihe von Organisationen, wie den Weltverband der Polen, die Gesellschaft zur Unterstützung der Auslandspolen, den Fonds für das polnische Schulwesen im Auslande und den polnischen Weltverband dem Auslandspolentum zuteil werden läßt, müßte man zumindest auch ein gewisses Maß von Verständnis für die in Polen lebenden Minderheiten erwarten können. Ganz besonders hätte eine Berücksichtigung der Forderungen der deutschen Volksgruppe auf Zugestehung des unentbehrlichen kulturellen und wirtschaftlichen Lebensraumes nach dem 5. November 1937

eine Selbstverständlichkeit sein müssen, um so mehr als das Verstummen aller Klagen in der polnischen Presse über angebliche Unterdrückungen der Polen in Deutschland allein schon der beste Beweis für die durchaus befriedigende Lage dieser polnischen Minderheit ist. Die Lebensbedingungen der Deutschen in Polen haben sich trotz alledem nicht nur nicht gebessert, sondern sogar noch weiter verschlechtert. Auf wirtschaftlichem Gebiet stellt die unerwartet starke Heranziehung des deutschen Grundbesitzes zur Zwangsparzellierung und die Anwendung des Grenzzonengesetzes bei Grundstücksübergängen eine neue untragbare Belastung dar. Besonders verhängnisvoll aber ist der in letzter Zeit noch hinzugekommene verschärfte Kampf gegen das deutsche Schulwesen, der ebenfalls in keiner Weise mit dem deutsch-polnischen Minderheitenabkommen vereinbar ist.

Mitten im Schuljahr ist, um nur die wesentlichsten Ereignisse herauszugreifen, eine Anzahl deutscher Lehrer ohne jeden Anlaß aus dem staatlichen Schuldienst entlassen oder nach Ostpolen veretzt worden, so in Friedenshütte und Schwientochlowitz in Polnisch-Oberschlesien, in Schiersdorf und Prozyn in Posen, in Soldau und Pemperfin in Pommerellen. Die deutschen Kinder — in fast allen Orten über 40, in Pemperfin 59, in Friedenshütte sogar 121 — werden in Zukunft von polnischen Lehrern unterrichtet oder müssen polnische Schulen besuchen. Im Kreise Neutomischel sind 9 deutsche Lehrer an polnische Schulen veretzt worden. — Mit der ebenfalls verfügten Schließung der deutschen Privatschule in Ostdorf, deren Räume bezeichnenderweise für ein Armenhaus bestimmt sind, ist in einem Zeitraum von 2½ Jahren die dritte deutsche Privatschule im Kreise Hohensalza geschlossen worden. — Der Weiterbau an den fast vollendeten Gebäuden des deutschen Gymnasiums und der deutschen Volksschule in Bromberg ist nach wie vor behördlich untersagt. — In Oberschlesien führen die Sprachprüfungen zu derartigen Auswüchsen, daß beispielsweise ein deutsches Kind, das im Frühjahr 1937 die deutsche Prüfung vor einer polnischen Kommission bestanden hat und dessen Geschwister sämtlich die deutsche Schule besuchen, bei einer neuen Prüfung die deutsche Sprache angeblich nicht mehr beherrscht haben soll

und einer polnischen Schule zugewiesen worden ist. — Selbst in den polnischen Ostgebieten werden den Deutschen immer größere Schwierigkeiten bereitet. So hat die deutsche Gemeinde in Sowjowka (Polen) unter größten Opfern ein Gebäude für eine Privatschule erbaut, das von der Baukommission auch als gut und geeignet befunden worden ist; trotzdem wird die Eröffnung der Schule seit zwei Jahren verweigert. Die einklassige Privatschule in Kozpszcze-Welnianka (Wolhynien) kann nur 100 deutsche Kinder aufnehmen, während weitere 120 deutsche Kinder aus diesen Orten gezwungen sind, polnische Staatsschulen zu besuchen. Ein Antrag, die Schule zu einer fünfklassigen auszubauen, ist von dem Wojewodschaftsamt mit der Begründung abgelehnt worden, daß das Schulkuratorium die Notwendigkeit einer solchen Schule bestreitet.

Schon vor den letzten Maßnahmen waren in Pommern und Posen 513 v. H. der deutschen Kinder gezwungen, polnische Schulen zu besuchen. Um diesen bedauernswerten Kindern durch Hausunterricht wenigstens eine notdürftige Kenntnis ihrer deutschen Muttersprache zu vermitteln, ist von der deutschen Volksgruppe die sogenannte Mutterschule eingerichtet worden. Die in dieser aufopferungsvollen Arbeit tätigen Mutterschullehrer sind seit jeher den verschiedensten Verfolgungen ausgesetzt gewesen. In den letzten Wochen ist u. a. ein Mutterschullehrer in Soldau zu 28 Tagen Arrest und 500 Zl. Geldstrafe, ein anderer zu 200 Zl. verurteilt worden, in Neutomischel wurde eine Lehrerin wegen dieses als „illegal“ bezeichneten Unterrichts verhaftet.

Im Gegensatz zu den trostlosen Verhältnissen in Polen kann sich das polnische Schulwesen in Deutschland nach dem 5. November 1937 vollkommen frei entfalten. Während in Polen deutsche Schulen mit weit über 40 Kindern geschlossen werden, besteht in Deutschland eine Reihe polnischer Schulen, die nicht mehr als 8 Kinder zählen und an denen sogar polnische Lehrer mit polnischer Staatsangehörigkeit unterrichten.

Es zeugt gerade nicht von einem Willen zur Verständigung, wenn der Direktor des polnischen Westverbandes, Zaleski, bei der unlängst stattgefundenen Jahrestagung dieser

einflussreichen Organisation unter vollkommener Umkehrung der tatsächlichen Verhältnisse die Behauptung aufstellte, die deutsche Minderheit in Polen kämpfe um Luxusprivilegien, die Polen in Deutschland dagegen um ihre wesentlichsten Rechte. Wenn man sich vor Augen hält, daß die Deutschen in Polen um ihre Scholle, um ihr Recht auf Arbeit, um ihre deutsche Schule einen erbitterten, aber fast aussichtslosen Kampf zu führen, die Polen in Deutschland dagegen nur die Sorge haben, wie sie von dem Erbhofgesetz und der Arbeitsdienstplicht freikommen können, so kann es nicht zweifelhaft sein, welche der beiden Minderheiten um ihre elementarsten Rechte und welche um Luxusprivilegien kämpft.

+

Wie ein Schredgespenst geistert das zu einem festen Bestandteil des Wortschakes gewisser polnischer Journalisten gewordene Schlagwort von der sog. Wirtschaftskraft der Deutschen in Westpolen von Zeit zu Zeit durch die polnische Presse. Das ist nicht etwa eine wirtschaftliche Angelegenheit, sondern wie alles, was mit den Deutschen zusammenhängt, eine hochpolitische Sache und selbstverständlich „eine Gefahr für die polnischen Westgebiete“. Diese längst durch die verschiedensten polnischen Maßnahmen erheblich geschwächte Wirtschaftskraft erblickt man auch heute noch in dem deutschen Grundbesitz und in dem im Vergleich zu den polnischen Wirtschaftsorganisationen — es läßt sich nicht leugnen — erheblich besser organisierten und geleisteten deutschen Genossenschaftswesen.

Findige Köpfe im polnischen Lager, die sich die Bekämpfung der deutschen Einflüsse in Polen zur Hauptaufgabe gestellt haben, sind auf ein sehr einfaches Rezept verfallen, um diese „deutsche Gefahr“ zu bannen: Man vermindere zunächst die Zahl der Deutschen, indem man sie durch wirtschaftliche Entwurzelung zur Abwanderung treibt, und fordere dann kategorisch eine Anpassung des deutschen Besitzstandes an das zahlenmäßige Verhältnis der Deutschen. Der neue Bodenverlust führt automatisch wieder zur Verringerung der deutschen Bevölkerungszahl, so daß das Spiel von neuem beginnen kann und in wenigen Jahren nicht nur die gefürchtete deutsche Wirtschaftskraft,

sondern auch die deutsche Minderheit vernichtet ist. Als das schnellste und wirksamste Mittel hat man zunächst die Agrarreform in den Dienst dieser Politik gestellt.

Wenn man schon die Forderung erhebt, der deutsche Besitz dürfe nur dem deutschen Bevölkerungsanteil entsprechen, in Westpolen also augenblicklich etwa 10 v. H. betragen, so müßte man gerechterweise den Deutschen einen gleichen Anteil bei der Stellenbesetzung in der Verwaltung, in den staatlichen und kommunalen Betrieben, in Monopol- und Konzessionsunternehmen einräumen. Hier hat man aber eine 100prozentige Entdeutschung als selbstverständlich angesehen. Bei dieser Berufsbeschränkung bleibt der Boden für die deutsche Volksgruppe die einzige Lebensgrundlage, die bereits durch die von Jahr zu Jahr anwachsenden Zwangsparzellierungen erheblich erschüttelt ist.

Wenn die in ihrer Existenz bedrohte deutsche Minderheit ihren unbeugbaren Lebenswillen u. a. auch in dem Aufbau eines kraftvollen Genossenschaftswesens zum Ausdruck bringt, so ist dies eine rein wirtschaftliche Selbsthilfeaktion, und nur böser Wille und mangelnde Einsicht in die Nöte der Deutschen können daraus, wie es auch nach der deutsch-polnischen Verständigung immer wieder geschieht, eine Bedrohung polnischer wirtschaftlicher und nationaler Interessen herauskonstruieren. Den Deutschen bleibt

einfach nichts anderes übrig, als aus eigener Kraft alle noch verbliebenen Möglichkeiten zu erschöpfen, da sie im Gegensatz zu der polnischen Mehrheit auf eine staatliche Hilfe leider nicht rechnen können.

+

Für die deutschen Arbeiter in Polnisch-Oberschlesien ist das offene Bekenntnis zum deutschen Volkstum fast immer gleichbedeutend mit dem unabwendbaren Verlust der Arbeitsstelle und langer oder dauernder Arbeitslosigkeit. Mit unheimlicher Regelmäßigkeit werden seit Monaten deutsche Arbeiter von den unter polnische Leitung geföhrten Fabriken, Gruben, Hütten und Betrieben auf die Straße gesetzt und an ihrer Stelle polnische Arbeiter eingestellt.

So sind von der Falvahütte in Schwientochlowitz jetzt wieder 35 Arbeiter entlassen worden, Facharbeiter, Familienväter, die ihren bisherigen Arbeitsplatz jahrelang mit Pflichttreue ausgefüllt haben, 30 von ihnen hatten geglaubt, das drohende Verhängnis dadurch abwenden zu können, daß sie aus den deutschen Organisationen austraten und ihre Kinder in die polnische Schule schickten. Diese nationale Preisgabe hat ihnen aber nichts geholfen; sie wurden ebenso auf die Liste der zur Arbeitslosigkeit Verurteilten gesetzt wie die 5 anderen, die sich weiterhin offen zum deutschen Volkstum bekannt hatten.

Entwicklung der Deutschen Volkstumsorganisationen in Jugoslawien

Die im Laufe dieses Winters stattgefundenen Hauptversammlungen der beiden bedeutendsten Volkstumsorganisationen des Deutschen in Jugoslawien, des Schwäbisch-Deutschen Kulturbundes und der Kultur- und Wohlfahrtsvereinigung der Deutschen in Slavonien, gaben ein anschauliches Bild von dem guten Fortschritt der organisatorischen Arbeit in dieser deutschen Volksgruppe.

Eine Veranstaltung, die Vertreter aus allen deutschen Siedlungsgebieten Jugoslawiens vereinigte, war die Hauptversammlung des Schwäbisch-deutschen Kulturbundes, die am 5. Dezember 1937 in Neusatz stattfand. Aus dem Tätigkeitsbericht der Bundesleitung ergab sich, daß gegenwärtig insgesamt 228 Ortsgruppen des Kulturbundes bestehen, von denen allein 46 im Berichtsjahr gegründet wurden. Auch die Zahl der Jugendabteilungen

gen hat sich stark vergrößert und ist von 142 auf 202 gestiegen. Gleichzeitig damit haben auch die Sportabteilungen von 44 auf 51 zugenommen. Die bis dahin bereits durchgeführte Schulungsarbeit für die Träger der organisatorischen Arbeit des Bundes, insbesondere die Jugendführer, wurde weiter ausgebaut. Zu erwähnen ist auch das Winterhilfswerk „Brüder in Not“, durch das besonders den wirtschaftlich bedrängten Volksgenossen in der Gottschee geholfen werden konnte.

Besondere Verdienste um die Erschließung von Neuland in der Volkstumsarbeit hat sich auch im vergangenen Jahr wieder die Kultur- und Wohlfahrtsvereinigung der Deutschen in Slawonien erworben. Bekanntlich war von einem völkischen Erwachen des Slawoniendeutschtums noch lange nichts zu merken, als in der Nachkriegszeit in den anderen deutschen Siedlungsgebieten Jugoslawiens die Volkstumsarbeit schon in vollem Gange war. Slawonien, in dem es starke deutsche Siedlungsgebiete mit Zehntausenden von Deutschen gibt, wurde auch von dem Schwäbisch-Deutschen Kulturbund erst in den letzten Jahren stärker beachtet, ausgenommen einige Hauptorte, in denen man schon früher Ortsgruppen gegründet hatte. Die Kultur- und Wohlfahrtsvereinigung aber, die von *Ulteyer* nach dem Ausschluß der jungen Kräfte des Kulturbundes im Jahre 1934 gegründet wurde, hat in den jetzt drei Jahren ihres Bestehens bereits einen Großteil des Slawoniendeutschtums erfaßt. Die Gründung dieser Organisation, obwohl zunächst als Selbsthilfe-Maßnahme jüngerer Kreise in der innervölkischen Auseinandersetzung nur als vorübergehende Einrichtung geplant, hat also ihre Berechtigung in hohem Maße bewiesen.

Aus dem auf der ordentlichen Hauptversammlung der Vereinigung am 20. Februar in Esseg vorgelegten Jahrbuch des Deutschtums in Slawonien ist ersichtlich, daß im Jahre 1937 in Slawonien 7 neue Ortsgruppen gegründet wurden. Da die Zahl der Ortsgruppen im Februar vorigen Jahres bereits 74 betrug, beläuft sich die Gesamtzahl der Ortsgruppen der Vereinigung gegenwärtig auf 81. Zusammen mit den etwa 50 Ortsgruppen des Kulturbundes bedeutet das, daß in Slawonien alle rein deutschen Ortschaften und alle Ortschaften mit einer deut-

lichen Mehrheit durch deutsche Organisationen erfaßt sind.

Neben diesem Überblick über die rein organisatorische Tätigkeit gibt der Bericht der Kultur- und Wohlfahrtsvereinigung ein eindrucksvolles Bild von der Liefenarbeit, die im deutschen Volkstum Slawoniens geleistet wurde. Die Jugendarbeit beansprucht dabei einen besonderen Ehrenplatz und wird von *Jacob Lichtenberger* in mühevoller Aufbauarbeit zu einer Hauptstütze der Organisation ausgebaut. Bei allen öffentlichen Veranstaltungen war die Ortsjugend der Träger der Veranstaltung. Eine Vereinheitlichung der Jugendarbeit ist durch die Herausgabe einer Schrift „Bestimmungen für den Aufbau und die Arbeit der *KWB*.-Jugend“ angebahnt worden. Ein besonders stark beachteter Sektor der Jugendarbeit ist die Mädelarbeit, bei der das Hauptgewicht auf die Vorbereitung der Mädel für ihre spätere Aufgabe als Frau und Mutter gelegt wird.

Der Höhepunkt der volkstümlichen Festgestaltung durch die Jugendorganisationen ist bei der ganzen Struktur der deutschen Volksgruppe in Slawonien als einer Bauernbevölkerung das Frühlingsfest und das Erntefest. Bei diesen Festen wurden in der Mehrzahl der Fälle mehrere Ortsgruppen zu einem Kreisfest zusammengefaßt, wodurch auch eine starke moralische Wirkung auf die Dorfbevölkerung erzielt wird. Bisher war es tatsächlich so, daß in Slawonien die deutschen Dörfer auch in engerem Umkreis von ihrer gegenseitigen Existenz oft nichts wußten.

Als Grundlage für die Gestaltung der geselligen Zusammenkünfte dient eine eigene Mittelstelle der Vereinigung für Volkslied und Volksmusik. Ein hereditäres Zeugnis für das zunehmende Bildungsbedürfnis des Slawoniendeutschtums ist die Tatsache, daß die Vereinigung die Gesamtzahl ihrer Büchereien von 18 auf 26 im Laufe des Jahres 1937 erhöhte. Darunter befinden sich 21 Wanderbüchereien, die rege ausgetauscht wurden. Erwähnt zu werden verdienen ferner eine Lichtbildstelle und die Einrichtung einer Lehrlingsfürsorge.

Das von der Kultur- und Wohlfahrtsvereinigung in diesem Winter durchgeführte Winterhilfswerk hatte bis Mitte Februar einen schönen Erfolg zu verzeichnen, da bis dahin etwa 13 500 Dinar Bargeld und für

etwa 3600 Dinar Lebensmittel gespendet worden waren.

So ist auch der letzte Tätigkeitsbericht der Vereinigung ein Beweis dafür, mit wie großem Erfolg sie die völkische Erweckung des Deutschtums in Slavonien durchführt.

+

Ritterliche Gegner — Aufrichtige Freunde

Auf der „Ovala“, einem 600 Meter hohen Berg südlich von Belgrad, errichten die Südslawen ein „Grabmal des unbekanntem Soldaten“ zum Gedenken an die Gefallenen ihres Volkes im Weltkrieg. Dieses Denkmal wird an einer Stelle errichtet, an der

deutsche Soldaten im Krieg einen serbischen Gefallenen bestatteten und in das Holzkreuz, das sie auf den Hügel pflanzten, in gotischer Schrift die Worte einschrieben: „Hier ruht ein unbekannter serbischer Soldat!“

„So ist die Entstehung des Denkmals unferes nationalen Ruhmes und unferes nationalen Märtyrertums“, schreibt dazu ein südslawischer Schriftleiter, „ein Beweis dafür, wie sehr sich unser Volk und das deutsche Volk während des Krieges gegenseitig geschätzt und geehrt haben, wie sich diese zwei Völker beschränkt haben auf einen heldenmütigen Kampf mit leuchtenden Waffen, ohne diesen Kampf zu übertragen auf die moralischen und ethischen Errungenschaften des Gegners.“

+

Kulturarbeit im Buchenland

Im Jahre 1897 gründeten deutschbewusste Männer in Czernowitz den Verein der christlichen Deutschen, aus dem dann im Jahre 1931 der Deutsche Kulturverein hervorgegangen ist. Durch die vielfältige Arbeit dieser kulturellen Organisation wurde schon kurz nach der Gründung eine Arbeitsteilung notwendig. So entstanden eine Reihe von Sonderausschüssen, wie der Hausbau-Ausschuß, der den Bau des Deutschen Hauses in Czernowitz durchführte, der Bücherei-Ausschuß, der für die Errichtung von deutschen Büchereien in Czernowitz und einigen größeren Landgemeinden sorgte und in Czernowitz eine deutsche Lesehalle eröffnete. Im Schulausschuß waren Wanderlehrer tätig, die von Dorf zu Dorf wanderten und für den Kulturverein warben, Ortsgruppen gründeten und so die Grundlage des Vereins immer mehr verbreiteten. Aus dem Landwirtschaftlichen Ausschuß wuchsen alle späteren wirtschaftlichen Einrichtungen des Buchenländischen Deutschtums hervor, vor allem Raiffeisenkassen und landwirtschaftliche Genossenschaften.

Dem Schülerheim-Ausschuß ist es zu ver-

danken, daß in Czernowitz ein deutsches Schülerheim gebaut wurde, das heute zu den besten und wichtigsten Erziehungsstätten der deutschen Jugend des Buchenlandes geworden ist. Kurz, es gab kaum ein Gebiet im Leben der deutschen Siedler, das von dem Verein nicht wirksamste Förderung erhalten hätte.

Nach dem Weltkrieg, der zunächst die ganze Arbeit zum Stillstand gebracht hatte, nahm der Kulturverein seine Tätigkeit erneut und in verstärktem Maße auf. Er gab eine eigene Zeitschrift heraus und beteiligte sich an der Gründung der „Czernowitzer Deutschen Tagespost“, gründete einen deutschen Kindergarten in Czernowitz und dann den Deutschen Jugendbund des Buchenlandes. Das große Ziel des Kulturvereins ist die Forderung des Unterrichts in deutscher Muttersprache: In jedes deutsche Dorf die deutsche Schule!

Der Deutsche Kulturverein sorgt heute durch Vorträge und Wanderlehrer für Aufklärungsarbeit vor allem in den wichtigen Fragen der Vererbung und Rassenkunde, seine gesamte Arbeit ist nach den Grundzügen des deutschen Sozialismus ausgerichtet.

Du mußt wissen, daß

. . . . jeder Deutsche im Osten ein Siedler ist. Ganz gleich, ob Ackermann hinter dem Pfluge, ob Maurer, ob Handlungsgehilfe, oder Lehrer, ob Arzt oder Staatsanwalt, ein jeder von ihnen hilft zu seinem Teil ein Stück Boden zu besfestigen, neues Land zu erschließen, altes Besitztum zu behaupten und auszunutzen. Nur wer das erkannt hat, daß wir Deutsche im Osten alle „noch roden und adern“, gehört in dieses Land. Je größer die Zahl derer wird, die das erkennen, um so gesicherter wird die völkische Zukunft Deutschlands sein.

+

. . . . in den Vorkriegsjahren Ostmarkenzulage, die für die „Entbehrungen“ im Osten entschädigen sollten, und Strafverfehnungen die Mittel gewesen sind, mit denen der Deutsche abgesehreckt wurde, in den Osten zu gehen, und daß wir allen Grund haben, aus diesen Erfahrungen zu lernen.

Neulich erschien auf der Leinwand ein deutscher Film „Der Maulkorb“, eine launig ironische, außerordentlich belustigende Geschichte von einem preußisch-überkorrekten Staatsanwalt, der in einem rheinischen Städtchen durch komisch verzwickte Gerichtsangelegenheiten zur hoffnungslos komischen Figur wird. Mit Recht hat dieser Film überall Beifall und größten Heiterkeitserfolg geerntet. Dieser unmöglich-lächerliche Staatsanwalt, den Ralph Arthur Roberts vortrefflich charakterisiert, wird — das ist die Schlupointe — nach Allenstein strafverfeht. Und das ist der Punkt, wo uns der Humor verläßt. Es geht uns wahrhaftig nicht um Allenstein, obwohl dies seit Jahrzehnten als Sitz eines preußischen Regierungspräsidenten und heute als Sitz eines Kreises der NSDAP. zu den wichtigsten Zentren des deutschen Ostens zählt. Eine Strafverfehnung in den Osten gibt es überhaupt nicht. In den Osten verfeht zu

werden, ist stets eine Ehre, ganz gleich, ob der Ort Liegenhof, Tirschtiegel oder Pulkallen heißt! Denn, wie gesagt, hier im Osten ist jeder ein Siedler, auch der Staatsanwalt, wenngleich er hier nicht überall täglich und stündlich Gelegenheit findet, seinen eleganten Cutaway in den Vorzimmern der Karriere zur Schau zu tragen. Dafür hat der Deutsche im Osten eins vor den anderen voraus: er darf sich täglich und stündlich dessen bewußt sein, für die Zukunft seines Volkes auf der Wacht zu stehen.

Der Instinkt für volkspolitische Notwendigkeiten scheint im Licht der Jupiterlampen, wie auch andere Beispiele gezeigt haben, nicht gerade gut zu gedeihen. So harmlos dieser „Fall Maulkorb“ auch erscheint, so grundsätzlich notwendig ist es, daß alle Deutschen — auch die Herren von der Filmproduktion — wissen: Arbeit im Osten bringt keinen lauten Ruhm, aber Ehre und einen stetigen stillen Stolz!

+

. . . . in Pommerellen und Posen in den letzten 13 Jahren 405 deutsche Schulen eingegangen sind und von den zur Zeit noch bestehenden 152 deutschen Unterrichtsbetrieben nur noch in 73 Schulen die Unterrichtssprache rein deutsch ist. Nur 48,71 v. H. der deutschen Kinder werden noch in deutschen Schulen unterrichtet, während es im Schuljahr 1924/25 noch 70,2 v. H. waren. 51,3 v. H. der deutschen Kinder sind auf 1647 polnische Schulen verteilt.

+

. . . . die deutsche Volksgruppe in Wolhynien Jahr für Jahr um mehr als 1000 Personen anwächst. Die Geburtenziffer erreicht hier die einzigartige Höhe von 30 auf das Tausend, der Bevölkerungszuwachs 20 vom Tausend. Der Durchschnitt in Polen ist 12, in Deutschland 7,1 bei tausend Personen.

Danzigs Spezialgeschäfte

Ed. Loewens

Danzig — Langfuhr — Zoppot

Lust Dunffl

QUALITÄTSSCHUHE

Heilige - Geist - Gasse Nr. 114

August Momber G. m. b. H.

Teppiche — Gardinen — Möbelstoffe
Langgasse Nr. 20-21 Fil. Kohlengasse

Rosenkhalde

PORZELLAN Zeughauspassage

Moritz Stumpf & Sohn

DANZIG ZOPPOT

Juweliere - Kunstgewerbehaus

Bernstein das deutsche Gold

Ostdeutsche Bernstein-Industrie, Anton Plocek
Zeughauspassage

Kunsthandlung Schnibbe

GLASEREI - EINRÄHMUNGEN

Danzig, Hundegasse Nr. 18

A. f. Sobr

Inhaber: Oskar Frost
Möbelfabrik - Danzig
Gr. Wollwebergasse 28-30 Cegr. 1864

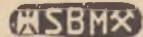
Alt-Danziger Spezialitäten

Stobbes Machandel

seit 1776 das Danziger Nationalgetränk

Deutschlands edelster Schmuck

BERNSTEIN



der Staatlichen Bernstein-Manufaktur



Danzigs Gaststätten und Hotels

MARTIN LAUTENBACHER

Jopengasse Nr. 3 Telefon Nr. 23064
VORNEHME WEINGASTSTÄTTE
von internationalem Ruf

GUSTAV NAGEL

WEIN- und BIERSTUBEN

Fernruf Nr. 23806 Reitbahn Nr. 18

Hotel Danziger Hof
das führende Danziger Hotel

Columbus-Stube

Töpfergasse Nr. 33 Telefon Nr. 20478
schenswerte Gaststätte im Biedermeierstil

A. BRUNIES

KONDITIONEIREI und KAFFEEHAUS
seit 1854 in Familienbesitz
Langer Markt Nr. 29

DAS DEUTSCHE HAUS

das führende und besteingerichtete Hotel
Vornehmes Konzert-Café
Stadtkrug-Gaststätte

Freude am Werk erhöht die Schaffenskraft.

Es wird immer das größte Glück sein, das einem Menschen zuteil werden kann, an dem Platz schaffen zu dürfen, für den man sich berufen und geeignet fühlt. Aber nicht immer läßt uns das Schicksal diesen Weg finden und wir müssen uns häufig mit Aufgaben beschäftigen, die wir nur zwangsläufig zu unseren Lebensaufgaben machen. Wo wir aber auch immer stehen mögen, stets wird unsere Umgebung, stets werden die Umstände, unter denen wir arbeiten, maßgebend für den Erfolg sein, den wir zu erzielen vermögen.

Der wunderbare Aufschwung, den die deutsche Wirtschaft unter nationalsozialistischer Führung in den vergangenen fünf Jahren genommen hat, ist mit zum großen Teil dem Umstand zu verdanken gewesen, daß durch eine grundlegende Reorganisation der Betriebe den darin schaffenden Menschen die Freude am Werk wiedergegeben wurde, die notwendig ist, wo Höchstleistungen erzielt werden sollen. Ein Fabrikbetrieb ist kein Gefängnis. Licht, Luft und Sonne gehören hinein.

Eine Nahrungsmittelfabrik in Danzig-Oliva ist es, der wir einen kurzen Besuch machen. Von außen erscheint uns das Werk eher wie ein großartiges Privathaus, Parkanlagen umgeben es, in denen wir Tennisplätze und sonstige Sportanlagen entdecken. Im Inneren des mächtigen Hauses aber ist vor allen Dingen die geradezu peinliche Sauberkeit das besonders auffällige Merkmal. In allen Stockwerken des Hauses, das wir — dem Fabrikationsprozeß nachgehend — uns einmal ansehen, frohe Menschen in Räumen arbeitend, die ausschauen, als ob sie gerade eben erst erbaut worden sind. Und doch steht diese weltbekannte Backpulverfabrik schon seit vielen Jahren in Oliva, seit vielen Jahren gehen täglich viele zehntausend der bekannten kleinen Tüten mit dem „Hellen Kopf“ in alle Welt und seit vielen Jahren auch ist dieser Betrieb so mustergültig aufgebaut. Ohne direkte Berührung von Menschenhand — also im höchsten Grade hygienisch — wandert hier tagtäglich das Rohmaterial vom obersten Stockwerk des Hauses in den Kellerraum und auf diesem Wege durch eine Anzahl raffiniert gebauter Maschinen, die dem Pulver geheimnisvolle Essenzen beimengen und es fix und fertig in die kleinen Tüten packen, die jeder Hausfrau nur zu gut bekannt sind. Alles direkt mit den Erzeugnissen dieser Backpulverfabrik in Berührung kommende Verpackungsmaterial wird ebenfalls hier im eigenen Betrieb hergestellt, und jedes Gefolgschaftsmitglied ist außerdem zur größten Sauberkeit selbst angehalten. Eine eigene Wäscherei, in der die fabrikeigene Kleidung der Gefolgschaft gewaschen wird, und umfangreiche Badeanlagen im eigenen Hause dienen u. a. diesem Ziel.

Hinter dem an sich doch unscheinbaren Päckchen Backpulver von Dr. August Oetker, das wohl jeder von uns schon einmal in der Hand gehabt haben wird, verbirgt sich also ein Betrieb, der nicht nur sehenswert sondern darüber hinaus auch vorbildlich ist; denn hier in dieser Danziger Fabrik wurden alle Fragen so weit wie möglich gelöst, die nach nationalsozialistischen Grundsätzen an einen solchen Betrieb gestellt werden können. Genau so, wie jede Hausfrau ihre Freude an den Erzeugnissen der Fabrik haben soll, so soll auch jedes Gefolgschaftsmitglied Freude an der Mitarbeit in einem Werk haben, das seit vielen Jahren den guten Ruf deutscher Qualitätsarbeit noch zu erhöhen hilft.



Der Danziger Vorposten

+

Die maßgebende Tageszeitung
für die Probleme Osteuropas

+

Probenummern kostenlos

„Der Deutsche im Osten“

Heft 1 vom März 1938

enthält u. a. folgende Beiträge:

Der Deutsche im Osten, Plan und Aufgabe — Kurt Vorbach:
Der jubelnde tschechische Kleinbürger — Hans Cüßow: Arthur
Schopenhauer und das Erbe seiner Ahnen — Paul Brock: Die
Frau des Moorvogts (Novelle) — Hans Friedrich Blunck: Danzig
(Gedicht) — Ernst Birke: Schlesiens Wirkung ins Vordfeld —
„1813“ (125 Jahre Eisernes Kreuz) — Herbert Menzel: Dörf-
liche Heimat (drei Gedichte) — Heinz Kindermann: Nordost-
deutsche Dichtung der Gegenwart — Karl Biererbl: Bährisches
Grenzland — Detlef Krannhals: Polnische Reise (Zeichnungen
und Tagebuchblätter) — Kunstdruckblätter judetendeutscher Kunst
— „Die Mutter“, Roman von D. Graf Finckenstein (Anfang)

Herausgeber: Wilhelm Zarste

unter Mitwirkung von Hans R. Wiese-Breslau.

Schriftleiter: Dr. Karl Hans Fuchs (verantwortlich für den Gesamthalt).

Verlag: Der Danziger Vorposten G. m. b. H. Geschäftsstelle der Schriftleitung: Danzig, Vorstädtischer
Graben 40. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Wilhelm Stephan. Druck A. W. Kafemann G. m. b. H.,
Danzig. Auflage: 8000. Auslieferung für das Deutsche Reich und das Ausland: F. E. Fischer, Leipzig C. L.
Kurze Straße 8, für Danzig und Polen: Danziger Vorposten-Buchhandlung, Danzig, Jopengasse 11.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Preis des Einzelheftes: 1,50 RM (DG. 1,50)

Bezugspreis: 3,50 RM vierteljährlich (DG. 4,- vierteljährlich).